

Mittheilungen

der

Finsländischen literarischen Gesellschaft.

Zweites Heft.

Reval 1861.

Gedruckt bei Lindfors Erben.

Mittheilungen

der

Finnländischen literarischen Gesellschaft.

Zweites Heft.

Reval, 1861.

Gedruckt bei Lindfors Erben.

Zeit zu drucken erlaubt.

Im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Est- und Aurland.

Genser Nießemann.

Unsere Geld- und Handelskrise.

(Vorgetragen den 5. October 1860.)

Da unsere Geld- und Handelskrise sich scheint in die Länge ziehen zu wollen, dürfte es wohl nicht unangemessen sein, sie einer etwas nähern Betrachtung zu unterwerfen. Ist es bei den mehr oder minder empfindlichen Nachtheilen, welche sie wie über die Einzelnen so über die Gesamtheit gebracht, einerseits wünschenswerth, sie bald beendigt zu sehn, so erscheint es anderseits kaum minder wichtig und wünschenswerth zu wissen, auf welche Weise etwan ihrer Wiederkehr vorgebeugt werden könnte. Daß hierzu aber vor allem erforderlich sei die Ursachen zu kennen, aus denen derartige Krisen hervorzugehn pflegen, liegt auf der Hand. Aber, könnte man einwenden, hat man denn nicht längst schon diese Kenntniß erlangt; hat man nicht längst schon nachgewiesen und vernehmlich genug verkündet, daß die hauptsächlich bedingende Ursache aller Krisen und darum auch der unsrigen in der Uebermenge, in der Unsicherheit und Entwerthung des Papiergeldes gelegen sei? Allerdings muß zugegeben werden, daß diese Ansicht nicht nur in Reval, sondern auch in Riga und St. Petersburg und nicht minder auch wohl anderweit in Geschäftsmännern sowohl als in Andern ihre Vertreter gefunden. Ja man liest nicht selten selbst in wissenschaftlichen Schriften des Auslandes, daß die dasigen Krisen nur aus der Ueberfülle an Banknoten hervorgegangen. Nichts desto weniger ist man zu der Frage berechtigt, ob eben das, was im Auslande Handelskrisen hervorgerufen hat, auch die Petersburg-Moskauer Krise unter so vielfach abweichenden Verhältnissen nothwendig müsse herbeigeführt haben. Und meines Wissens mindestens ist dieses bisher nirgend nachgewiesen worden.

So theilt unsere Baltische Monatschrift, Heft IV, zwei Petersburger Correspondenzartikel der Zeitung Le Nord in übersehten Auszügen mit, welche unsere Krise ohne weiteres der Entwerthung des Papiergeldes als des „Grundübel“ zuschreiben. Mehr indeß werden hier die gefährlichen Folgen der Krise so wie die unerläßlichen Mittel dagegen mit Entschiedenheit und Lebhaftigkeit besprochen. Nehmen die Artikel durch diese schönen Eigenschaften den Leser für sich ein, so finden sich in ihnen doch auch mehrere Stellen, welche nur geeignet sind, Zweifel und Bedenklichkeiten zu erwecken. Le Nord — man erlaube mir, ohne darin eine andere Absicht zu argwöhnen, die beiden angezogenen Artikel, die ich übrigens nur aus der Baltischen Monatschrift kenne, der Kürze wegen so zu bezeichnen — sagt z. B. einmal: „Es ist zunächst zu bedenken, daß ein unter Schloß und Riegel ruhender Baarfonds, welcher nicht zur Umwechslung des Papiergeldes benutzt wird und folglich das letztere in einem Zwangscourse erhält, in seiner Wirkung auf den Credit des Papiers als nicht vorhanden zu betrachten ist; es ist, als ob er ganz und gar nicht existirte.“ — Ist hier der Sinn der französischen Urschrift genau wiedergegeben, was ich meine unbedingt annehmen zu dürfen: so möcht' ein einfacher Menschenverstand wohl zu erfahren wünschen, wie es möglich und denkbar zu machen wäre, daß ein Baarfonds die Kraft habe, das Papiergeld in einem (lange Zeit wohlthätigen!) Zwangscourse zu erhalten, und doch auf den Credit desselben Papiers zugleich ohne Wirkung bleibe und zwar so sehr, als ob er, der Baarfonds, gar nicht existirte! Den einfachen Menschenverstand will es bedünken, als wäre le Nord, wenn er sich bei seinem Sage wirklich etwas gedacht, in seinen Gedanken sich selber nicht klar gewesen. Und an einer ähnlichen Unklarheit scheinen bei ihm noch andere Stellen zu leiden.

Eine lautet z. B.: „Wir haben gegenwärtig 100 Millionen in Metall, welche sich zu den circulirenden 650 Mill. Papiergeld (in runder Summe) wie 1 : 6,5 verhalten; während wir in jenem Falle, [d. h. nachdem vom Staat ein Anlehn von etwa 200 Mill. in Gold aufgenommen und davon wieder 150 Mill. ans Ausland abgegeben wären] nur 50 Mill. Metall gegen 450 Mill. Papiergeld behielten würden, was ein Verhältniß wie 1 : 10, oder etwas weniger,

ergäbe. Mir scheint, daß ein solcher Zustand lange nicht so gefährlich ist, als die Lage, in welcher wir uns jetzt befinden." — Ohne Zweifel, der in Aussicht gestellte Zustand, wo 50 Mill. Metallgeld neben 450 Mill. Papiergeld im Umlauf sind, wird angenehmer sein als derjenige, wo man eine Staatsanleihe schmerzlich ersehnt, um Schulden zu bezahlen. Allein damit ist noch nicht im mindesten dargethan, daß ein Verhältniß des Metalls zum Papiere wie 1:10 uns besser gegen eine Krise zu schützen vermöge, als das bisherige von 1:6, 5. Nun nimmt aber le Nord gar an, daß zur Deckung nicht nur der bereits vorhandenen Schulden 100 Mill., sondern auch noch der im laufenden Jahr wieder neu einzugehenden Verbindlichkeiten etwa 50 Mill. auswandern werden. Hat man da nicht vollen Grund zu fürchten, daß, wie der größte Theil des im Umlauf gewesenen Metallgeldes bereits ins Ausland abgeflossen ist, ganz ebenso auch jene für den Umlauf zurückbleibenden 50 Mill., eine verhältnißmäßig geringe Summe, in noch viel kürzerer Zeit über die Gränze werden hinausgespült werden? Ja bei immer neuen Schulden sind dazu offenbar nicht einmal „ungünstige Zufälle“ erforderlich, wie diese die bisherige Krise sollen veranlaßt haben. Le Nord freilich erwähnt jener Befürchtung nicht, möglicherweise weil er mit einiger Nichtachtung auf das herabsieht, was eben Zahlenverhältnisse zu lehren geeignet sind. Denn wie hätte er sonst den von ihm selbst, wenn auch etwan unter Vorbehalt, angedeuteten Vorschlag, unser Metallgeld künftig auf 50, das Papiergeld aber auf 450 Mill. zu beschränken, anstatt ihn durch das richtige Verhältniß von 1:9 zu empfehlen, durch das ohn' allen Anlaß verschlimmerte Verhältniß von 1:10 benachtheiligen mögen?

Wieder an einer andern Stelle gedenkt le Nord der Thatfachen, daß einerseits die Bank von Frankreich mit einem Baarfonds bis zur Hälfte der Circulation dennoch ihre Zahlungen vertagen müssen, während andererseits andere Banken mit einem geringfügigen Baarfonds ihre Verpflichtungen unausgesetzt erfüllt hätten, und fährt dann fort: „Die Ursache liegt darin, daß die Zahlungsfähigkeit einer Bank nicht auf zwei, sondern auf drei wesentlichen Elementen beruht, nämlich auf ihrem Zettelumlauf, ihrem Baarfonds und der Lage des Geldmarktes. Von diesen drei Elementen

ist aber das dritte das wichtigste. Wenn die Bank oder die mit der Emission der Papiere beauftragte Anstalt nur ein richtiges Verständniß für die Anforderungen und Bedürfnisse des Geldmarktes hat, so ist ihre Zahlungsfähigkeit dadurch besser garantirt [in Rußland also, wenn sich das Metall zum Papiergelde verhält wie 1:10?], als wenn dieselbe ausschließlich auf einem Baarfonds beruhte, es sei denn, daß letzterer dem vollen Betrage der Emission entsprechen sollte." — Gewiß, eine glänzende Entdeckung! Aber was soll man dazu sagen, daß le Nord hierbei gerade das Mittel, welches die Ausfuhrung seines dringenden Vorschlages einer Staatsanleihe so sehr würde beschleunigt haben, nicht in Anwendung bringt? Warum läßt er es bei einer Versicherung sein Bewenden haben und fügt nicht noch einige wenige Worte hinzu, welche die Wahrheit und Richtigkeit jener kaum ganz neuen Entdeckung bewiesen hätten?

Nun könnte man, eingedenk der Geschichte des Papiergeldes, sich freilich zu der Meinung neigen, die allgemeine Ansicht werde als solche dennoch wohl das Rechte erkannt haben; mit einigen Mängeln in der Fassung von Zeitungsartikeln dürfe man es nicht peinlich genau nehmen. Aber die Sache steht in der That bedenklicher, weil wesentlich anders. Zur Unterstützung der Ansichten, welche le Nord entwickelt, bringt die Baltische Monatschrift den Ausspruch eines, wie sie ausdrücklich bezeugt, der berühmtesten Nationalökonomien unserer Zeit, Michel Chevalier's, bei. Und dieses Wort lautet: „Wo das Gold und Silber dem Verkehre entzogen ist, bleibt das System wie ein Schiff ohne Ballast, wie ein Gebäude ohne Fundament.“ Vorläufig abgesehen vom Inhalte der Lehre, so leuchtet zwar ein, daß man nicht ohne Fug ein System mit einem befrachteten Schiffe, einem wohlgegründeten Gebäude vergleichen möge. Allein ob die Zusammenstellung des im Verkehr in rascher Bewegung umlaufenden Goldes und Silbers mit dem festgelagerten Ballast, mit dem schwerbelasteten Fundament eines Hauses auch nur das Mindeste dazu beitragen könne, eine wissenschaftliche Lehre aufzuhellen und zu veranschaulichen, oder ob sie nicht vielmehr das Gegentheil bewirken werde, das möchte doch wohl noch sehr fraglich scheinen. Ich für mein Theil, muß ich leider bekennen, wäre fast versucht zu vermuthen, daß der gefeierte Meister, in der Jugend

ein Anhänger Saint-Simon's, wohl gar von jenem weitverbreiteten Uebel der Handelswelt, dem sogenannten Schwindel, wenn auch nur leise mit den Fingerspitzen, dürfte mit erfaßt worden sein. Da mir indeß die bezüglichlichen Schriften desselben weder genauer bekannt noch zugänglich sind, überlasse ich schuldigermaßen die unverfälschte Untersuchung und Entscheidung kundigern Männern.

Schwerer fällt ins Gewicht, ein helleres Licht wirft auf die wahre Beschaffenheit jener verbreiteten Ansicht, welche den Ursprung unserer Krise in der Entwerthung des Papiergeldes zu finden meint, eine andere Thatsache. Am zweckmäßigsten dürfte es sein, sie mit den eignen Worten L. Köppe's, eines der neuern deutschen Nationalökonomien, vorzuführen. Er sagt: „Das Bankwesen ist in den letzten Jahrzehnten der Gegenstand wichtiger prinzipieller Streitfragen geworden, von deren Entscheidung großentheils die Zukunft unserer wirtschaftlichen Entwicklung abhängen wird . . . Das in Preußen ergangene Verbot der Zahlungsleistung mittelst fremder Banknoten und die drückenden Beschränkungen der preussischen Privatbanken haben den Streit von Neuem angefacht, und es ist noch gar nicht abzusehen, wie ein Meinungskampf endigen wird, in welchem alle möglichen Anschauungsweisen, von der alten unausrottbaren monopolistischen an bis zur entschieden freihändlerischen herab, chaotisch durcheinanderwogen.“

Also keinesweges bloß flüchtig geschriebene Zeitungsartikel, keinesweges bloß einzelne wissenschaftliche Schriftsteller drücken sich unklar aus, sind im Unklaren über das Geldwesen. Wie wir eben gesehn, befindet sich die Wissenschaft über dasselbe bis zur Stunde kaum minder tief im Unklaren. Denn wie könnte sonst über das Bankwesen, seit vielen Jahren her, noch jetzt ein chaotisch durch einander wogender Meinungskampf Statt haben? Die Banken stehn ja eben nicht nur mit dem Handel und dem Geldwesen des Staates im allerengsten Zusammenhange, sondern sie haben dieselben zu ihrer nothwendigen Voraussetzung, sie gründen sich auf sie. Wäre die Wissenschaft bereits zu einer befriedigendern Klarheit und Gewißheit über das Geldwesen gelangt, so könnten auch jene Meinungen über das Bankwesen sich nicht mehr so feindlich einander gegenüber stehn.

Mag demnach die allgemeinere Ansicht bei uns auch noch so sehr davon überzeugt sein, daß die gegenwärtige Handelskrise hauptsächlich dem Papiergelde beizumessen sei: sie ist dennoch und kann nichts weiter sein als eine Muthmaßung, die noch erst der Begründung bedarf. Zwar meint man sich darauf stützen zu können, daß die Erfahrungen des Auslandes es bestätigt und erwiesen hätten, wie es die Ueberfülle an Papiergeld sei, welche das Metallgeld über die Landesgränze hinausdränge. Allein wollte man annehmen, daß dies seine unbedingte Richtigkeit habe und eben darum auch auf Rußland anzuwenden sei: müßten da nicht auch ebendieselben begleitenden Erscheinungen bei uns sichtbar geworden sein, welche im Auslande jenes Ereigniß kennzeichnend zu begleiten pflegen? Müßte nicht auch bei uns der Zinsfuß im gewöhnlichen Lebensverkehr auf einen niedrigeren Stand herabgegangen sein? Müßten unsere Kapitalisten sich nicht in der Verlegenheit befinden, ihre Kapitalien im Lande selbst vortheilhaft unterzubringen? Hätten sie nicht eben darum ihr Geld zum Theil in ausländischen Anleihen und Actien anlegen müssen? Davon zeigt sich aber, soviel ich Gelegenheit gehabt zu bemerken, ich darf sagen, nicht die geringste Spur. Denn wenn sich auch allerdings Einzelne unter uns an ausländischen Anleihen einigermaßen theilhaftig haben, so sind diese Anleihen doch eben nur solche, welche mit Prämienverlosungen ausgestattet worden, und nur diese letztern sind die bedingende Ursache gewesen, an ihnen Theil zu nehmen, und mit nichts die Fülle unsers Papiergeldes.

Wenn es aber nach alle dem sehr zweifelhaft erscheint, daß die Hauptursache unserer Handelskrise im Papiergelde liegen könne: dürfte man nicht mit Recht erwarten, daß sich dem Suchenden diejenigen Dinge oder Thatfachen bald müßten zu erkennen geben, aus denen die befriedigende Erklärung zu schöpfen sei? Auf einige derartige Erscheinungen ist in der That bereits von einzelnen Stimmen hingewiesen worden, zum Zeichen, daß die besprochene allgemeine Ansicht doch nicht allgemein vollkommen genügt haben möchte. So hat man darauf aufmerksam gemacht, daß der gemeine Mann das Metallgeld aus Mißtrauen gegen das an sich werthlose Papiergeld wohl zurückhalten und dem Umlauf und Handel entziehen könnte; von anderer Seite wieder darauf, daß die Silbermünze eingeschmol-

zen werde. Und für das Erstere scheinen allerdings nicht nur die allbekannten Erfahrungen aus ältern Zeiten, sondern insbesondere auch die der letzten Kriegesjahre ein beglaubigendes Zeugniß abzulegen. Indes haben wir auch mindestens in unserer Nähe gesehen, daß der gemeine Mann bald nach dem Kriege keinen Anstand nahm, die zurückgehaltene Baarschaft gegen zinstragende Werthpapiere umzusetzen. Die Vorräthe, die er etwa noch jetzt bei sich birgt, werden also wohl kaum bedeutend sein können. Wird aber von Andern das Silber eingeschmolzen und zum Theil behufs besonderer Zwecke umgearbeitet, so kann auch dies nur für einen geringen Beitrag zu den Ursachen der Krise gelten. Denn einerseits zeigt eben dieser besondere Zweck, anderseits aber die an sich schon nicht sehr große Menge der im Umlauf gewesenen silbernen Scheidemünze, daß hier unmöglich die vornehmste Quelle des Uebels gefunden werden könne. Dafür zeugt überdies der ausländische Geldmarkt, welcher an manchen Orten, wie glaubwürdige Reisende berichten, schon vor ein paar Jahren mit wenig begehrtem russischen Silbergeld überfüllt war. Und eben von dieser Ueberfüllung wird es abzuleiten, aus ihr zu erklären sein, warum daselbst unser gutes Silbergeld weit unter seinem Werthe, d. h. nur als unbegehrte rohe Waare berechnet wird.

Auf eine dritte, viel bedeutsamere Thatsache macht schon le Nord selbst aufmerksam. Zwar erwähnt er der für uns ungünstigen Handelsbilanz nur beiläufig und einmal, flüchtig vorüber eilend; nichts desto weniger ist sie hier näher zu betrachten, kann dies leider auch nur im allgemeinen geschehn.

Bekanntlich haben unsere Zeitungen, auf amtliche Angaben fußend, berichtet und mit beweisenden Zahlen belegt, daß schon seit vier Jahren ohne Unterbrechung der Werth der eingeführten ausländischen Waaren den Werth unserer ausgeführten inländischen Erzeugnisse jährlich um viele Millionen Silberrubel überstiegen hat. Wenn aber die Einfuhr aus dem Auslande nicht mehr mit unserer Ausfuhr bezahlt werden konnte und bezahlt wurde: womit anders konnte und wurde das Mehr der erstern vergütet und berichtigt, als mit unserm baaren Gelde? Stellte sich nun nach drei Jahren bei uns ein Mangel an baaren Geldmitteln heraus, ist überdies sogar noch eine Schuld, wie le Nord meint, von 100 Mill. unberichtigt

geblieben, so sind das augenscheinlich Kennzeichen davon, daß unser baares Geld in der That behufs der Ausglei chung über die Gränze befördert und in Folge dessen unser Gesamtvorrath an Metallgeld bereits zu sehr angegriffen ist. Mag sein, daß eine ungünstige Handelsbilanz während zwei oder drei Jahre nicht für ausreichend angenommen werden kann, um aus ihr eine Geldklemme der Art, wie unsere gegenwärtige, erschöpfend zu erklären. Dies ist aber auch von niemand beabsichtigt worden.

Wie wir bereits gesehn, daß einige kleine Umstände das Ihrige zur Verminderung unserer klingenden Münze beigetragen, lassen sich unschwer auch noch andere und zum Theil bedeutendere Thatsachen der Art nachweisen. Man wolle sich zuvörderst nur jener Neiselust, jenes *Reise d r a n g e s*, daß ich nicht sage Schwindels, erinnern, welcher unmittelbar nach einem mit mannigfachen Verlusten verbundenen gereisenen Kriege so viele wohlhabigere Bewohner Rußlands unwiderstehlich ergriff und in größerer Anzahl als je zuvor nach dem genußreichen Westen entführte und welcher, wenn auch geschwächt, noch gegenwärtig fortdauert. Daß dabei gar manche Million unsers Metallgeldes in den Besitz des Auslandes übergegangen und fortwährend übergeht, leuchtet von selbst ein. Man erinnere sich ferner unserer jährlichen ausländischen Gäste, von den gefeiertsten Meisterinnen in den bevorzugten schönen Künsten an bis hinunter zu den Berühmtheiten in der geschätzten Kunst des *Hocus Pocus*. Ihnen ist es noch selten fehlgeschlagen, einige unserer Goldstücke, wenn auch etwa vorläufig in der bescheidenen Gestalt von Wechseln, mit sich fortzuführen und uns dafür den unvergänglichen Schatz goldener Erinnerungen zurückzulassen. Endlich wolle man nicht vergessen, zu alle dem noch hinzuzurechnen, was an theils wiederkehrenden, theils auch nur vorüber gehenden, theils schlechthin nothwendigen, theils auch mehr oder minder überflüssigen nicht unbeträchtlichen Baarzahlungen ans Ausland abgelassen wurde, zum Theil, wie gesagt, durchaus unvermeidlich abgelassen werden mußte.

Und alles dieses wäre nicht hinreichend gewesen, unsere Geldkrise zu veranlassen? Dazu wäre noch erst, und zwar als Hauptursache unsers Papiergeldes Unsicherheit und Entwerthung hinzugekommen?

Wenden wir uns denn zu unserm Ausfuhrhandel, näher zu dem vierjährigen Ausfall in demselben zurück, um zu erfahren, worin er seinen Grund habe. Soviel ich Gelegenheit gefunden zu bemerken, haben die Petersburger Zeitungen als Grund für die Verminderung unsers Waarenabsatzes an das Ausland nur den Umstand bezeichnet, daß die Verführung unserer Erzeugnisse bis nach Kronstadt sich in der jüngsten Zeit sehr vertheuert habe. Da jedoch außerdem nachgewiesen ist, daß der Absatz einer nicht geringen Anzahl der russischen Ausfuhrwaaren bereits bis auf die Hälfte des frühern Betrages herabgegangen: so darf man wohl annehmen, daß dazu auch noch andere Umstände werden mitgewirkt haben. Jedenfalls indeß muß die angegebene Vertheuerung der Fracht, wie man aus den dagegen getroffenen Maßnahmen ersieht, von nicht geringem Nachtheil für unsern Ausfuhrhandel gewesen sein. Da sie aber wahrscheinlich nur von der allgemeinen Theuerung bedingt sein wird, könnte sie leicht darauf hindeuten, daß auch diese letztere selbst nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf unsern ausländischen Handel geblieben sei.

Der Beginn dieser Theuerung, d. h. ein etwas rascherer Gang in der Erhöhung der Preise bei uns, trat, wie es Vielen gewiß noch erinnerlich ist, schon vor etwa zwanzig Jahren ein. Und zwar geschah dieses, nicht unvorhergesehn und gesagt von Menschenkennern, nachdem kurz vorher das Silber zur Grundlage unsers Geldwesens bestimmt worden; an eine Unsicherheit unsers Papiergeldes aber, an eine Entwerthung desselben auch nicht entfernt zu denken war. Bekanntlich sind nun nicht viel später auch anderweit und selbst in solchen Staaten, welche kein Papiergeld im Umlauf haben, also davon schlechthin unabhängig, die meisten Preise verhältnißmäßig rasch in die Höhe gegangen. Hat man mit Recht gemeint, der Grund dieser Erscheinung liege in dem zeither bedeutend angewachsenen Goldreichthum, und anderseits ist das Gold, wenn auch nur um Bruchtheile, wirklich im Preise gefallen: so darf man mit allem Fug annehmen, daß etwas Aehnliches auch bei uns Statt gehabt. Die Theuerung bei uns, vorgebildet schon in der Größe der neuen Münzeinheit, des Silberkoppekens, ward thatsächlich eingeleitet durch den sich zugleich empfindlich geltend machen-

den Mangel an der kleinsten kupfernen Scheidemünze und nach und nach wesentlich gefördert durch die unausgesetzt vermehrte Menge des Papiergeldes. Und was endlich den letzten plötzlichen Aufschwung der Theuerung bei uns betrifft, so weiß jeder, daß er während des letzten Krieges erfolgte, und wie er ursprünglich durch ihn bedingt war, so wird er auch noch jetzt als eine Art Nachwirkung desselben fortdauern. Freilich könnte man einwenden, mit der Ursache hätte doch wohl auch die Wirkung derselben aufhören müssen, und in der That, gleich nach Beendigung des Krieges fielen um etwas die Preise vieler Waaren, inländischer sowohl als ausländischer. Allein sehr bald gingen sie wieder in die Höhe und jetzt ist die Theuerung, darf man wohl sagen, im allgemeinen größer als während des Krieges selbst. Dieses auf den ersten Anblick befremdliche Räthsel ist nichts desto weniger nicht schwer zu lösen und zu erklären. Der Krieg verminderte und verhinderte fast ganz unsere Ausfuhr nicht nur während seiner Dauer (fiel nicht schon damals die Handelsbilanz für uns ungünstig aus?), sondern indem er das Ausland nöthigte und gewöhnte, die Befriedigung der Bedürfnisse anderweit zu suchen und zu finden, wirkt er auch noch jetzt lang nach seiner Beendigung auf unsern Handel beschränkend ein. Wir aber — nicht bloß der Handelsstand — wir ließen es uns nicht einfallen, daß es, um unsere Ausfuhr wieder in den Gang zu bringen, etwa nothwendig wäre, entweder unsere Waarenpreise zu ermäßigen, oder uns selbst in der Befriedigung unserer Bedürfnisse durch die Erzeugnisse des Auslandes verhältnißmäßig einzuschränken, und das Letztere um so weniger, als wir uns auch während des Krieges nicht einschränken mögen. So vermehrten sich denn natürlich und nothwendig die Baarzahlungen an das Ausland von Jahr zu Jahr und damit die Schulden und Verluste nicht nur des Handelsstandes, sondern selbstverständlich auch des gesammten Landes. Um aber die erlittenen Verluste mindestens für sich, so weit thunlich und möglich, auszugleichen, wird der Handelsstand versucht haben, den Verkaufspreis der eingeführten Waaren, die wohl auch schon beim Einkauf theurer bezahlt werden mußten, um etwas zu erhöhen. In Folge dessen verminderte sich jedoch wieder ein wenig der Absatz, während man anderseits begreiflicherweise bemüht war, den Preis

der einheimischen Arbeit und ihrer Erzeugnisse mit jener Preiserhöhung der ausländischen Waaren bestens ins Gleichgewicht zu rücken. So haben die Mißverhältnisse, scheint es, sich gegenseitig genährt und gesteigert, bis die Ausfuhr sich so weit vermindert, daß endlich der Ausgang alles dessen offenkundig ans Licht trat, — die Krise.

„Also wäre das Papiergeld gar nicht unmittelbar, sondern nur so beiläufig und von Ferne her an unserer Krise betheiligt? Wie aber könnte da die Krise ihrerseits das Papiergeld dennoch unmittelbar in seinem Werth angreifen und diesen — nicht bloß um einige wenige Bruchtheile herabdrücken? Und dann, wäre nicht vor allem der Nachweis schlechterdings unerläßlich, auf welche Weise es zugegangen, daß gerade die geschäftskundige und erfahrungreiche Handelswelt in einen so auffälligen Irrthum hinsichtlich des Papiergeldes, falls er nemlich einer, hineingerathen können?“

Wolle der geneigte Leser sich einmal den Fall denken: ein redlicher und durchaus schwindelfreier Kaufmann hätte zur anberaumten Frist eine Baarzahlung an das Ausland zu leisten; müßte sich aber erst vielfältig damit abmühen, für das in seiner Hand reichlich befindliche Papiergeld klingende Münze aufzufuchen; müßte sich endlich trotz allen Widerstrebens dazu entschließen, für sie ein Aufgeld zu bewilligen, und gelangte dennoch nicht ganz zum erwünschten Ziele. Erscheint es unbegreiflich, unnatürlich, wenn der vielgeprüfte Mann, der durch den Cours schon im Auslande an seinem guten Gelde verliert und nun auch in der lieben Heimath am Papierrubel einbüßt, darüber endlich unwirsch und verdrießlich wird und all seinen Aerger, Verdruß und Verlust dem leidigen, längst anrühigen und an sich werthlosen Papiergelde beizumißt? Nichts desto weniger ist er im Irrthum und täuscht sich selbst. Das Papiergeld diente ihm ja lediglich dazu, die wenn auch nicht vollständig gelungene Tilgung der schon vorher eingegangenen ausländischen Schuld zu ermöglichen. Ein Mittel ist aber, das liegt hier auf der offenen Hand, nicht die Ursache. Nicht das Aufgeld, das der Mann zahlen mußte, nicht die Entwerthung seiner Papiere bewirkten die Schuld; im Gegentheil, diese vorher schon eingegangene Schuld war es eben, die erst jene Nachtheile,

jene Entwerthung des Papiergeldes für ihn herbeiführte. Und was war es, was den Kaufmann bewogen hatte, jene Schuld auf sich zu nehmen? Ich glaube nicht, daß es jemanden gebe, der wähen könnte, die Triebfeder, die Ursache, welche die Schuld zu Wege gebracht, läge irgendwo im Papiergelde oder in der Theuerung verborgen. Ohne Zweifel sieht es ein jeder ein, daß unser Kaufmann lediglich um des gewünschten und errechneten Gewinnes willen sich auf die Schuld eingelassen hatte.

Aber ist dieser Fall etwas anders, als ein mittelst des Storchschnabels stark verjüngter Schattenriß unserer Geld- und Handelskrise selbst?

Als das beste und darum dringend gebotene Heilmittel in der gegenwärtigen Krise empfiehlt nun le Nord die Wiedereinführung eines metallischen Umlaufmittels und, um diese zu ermöglichen, entweder den Verkauf der Petersburg-Moskauer Eisenbahn und der Domainen, oder besser, weil rascher zu erzielen, eine zuletzt auf 100 bis 150 Millionen ermäßigte Staatsanleihe. D. h. der Staat soll, damit der Handelsstand die von demselben gegen das Ausland eingegangenen Verbindlichkeiten lösen könne, für angebliche 100 oder 150 Mill. etwa 80 oder 120 Mill. baar ausgezahlt in Empfang nehmen, um diese sofort wieder für etwa 75 oder 110 Mill. an das Ausland weggeben zu sehn; dennoch aber demselben die übervolle Last von 100 oder 150 Mill. schuldig bleiben, mit 4 oder 6 Mill. in Gold jährlich verzinsen und nach Ablauf einer Reihe von Jahren baar auskehren. Dem Handelsstande wäre damit ohne Zweifel geholfen; allein der Staat, die Gesamtheit verbliebe nicht nur in der gegenwärtigen unbehaglichen Geldklemme, sondern geriethe offenbar in eine um vermehrter Schulden willen noch ängstlichere hinein. Und ließe sich etwa hoffen, daß mit diesem Opfer künftigen Krisen vorgebeugt wäre? Auch dazu ist wenig Aussicht. Meint doch le Nord selbst annehmen zu dürfen, daß nach Berichtigung der gegenwärtigen Schuld von höchstens 100 Mill. des nächsten dennoch wieder von neuem 50 Mill. baaren Geldes an das Ausland vom Handelsstande würden abgegeben werden müssen. Die Staatsanleihe hätte also ihren Zweck so unvollkommen als nur möglich erreicht. Will man aber le Nord's Annahme nicht

gelten lassen, so bietet die allgemeinere Ansicht der Geschäftswelt, welche die Ursache unserer Krise da zu finden wähnt, wo sie nicht ist, eben darum auch keine verlässliche Bürgschaft für die Nichtwiederkehr einer Krise. Endlich kommt noch eine geschichtliche Mahnung hinzu, welche in frischem Andenken steht. Bei den jüngsten heftigen Handelskrisen in Nordamerika und Hamburg hielten diese Handelsstaaten es keinesweges für nothwendig oder nur angerathen, deßhalb eine Anleihe zu machen. Vermuthlich waren sie doch wohl der Ansicht, daß ein natürlicher Verlauf des Uebels geeigneter sei, befriedigende Zustände zurückzuführen, als ein wenn auch wohlgemeintes doch zu rasches und voreiliges ärztliches Eingreifen, welches, anstatt das Uebel zu beseitigen, es im unglücklichen Fall unterhalten und nähren könnte. Daß diese Ansicht indeß eine etwa für zweckdienlich erachtete aufhelfende Handreichung von Seiten des Staates nicht ausschließe, versteht sich von selbst und hat überdies die Geschichte dargethan.

Steht demnach von dieser Seite die gewünschte ausreichende Hülfe für den Handel nicht zu erwarten, so ist auf eine solche von andern Seiten her noch viel weniger zu hoffen. Da dies keines Beweises bedarf, kann nur noch davon die Rede sein, ob nicht der Handel in sich selbst die Mittel und Wege finden könnte sich zu helfen. Um indeß die geeignetsten Mittel für einen vorliegenden Fall aufzufinden, muß man ihn auch in das Einzelne hinein genauer kennen. Darum wär' es ein thörichter Wahn, ließe ein Paie, der niemals an einem Handelsgeschäfte theilhaftig war, es sich einfallen, er könnte irgend ein Hülfsmittel vorschlagen. Er vermag dies um so weniger, als der Handel bekanntlich eben so geschickt, wie er z. B. Waaren am Schaufenster erforderlichen Falles geschmackvoll ins Licht zu stellen weiß, auch wieder andere Dinge nicht nur nicht zu verhüllen versteht, sondern auch zu verhüllen berechtigt ist. Das deckende Heilmittel wider das Uebel anzuzeigen, ist und bleibt den Eingeweihten vorbehalten.

Indeß ist eine Fülle von Einzelheiten, wie es sich schon oftmals herausgestellt, zugleich gar sehr geeignet, nicht sowohl aufzuhellen, als im Gegentheil zu verwirren, zumal wenn man es unterläßt, auf das Einfache und Ursprüngliche zurückzugehen. Darum

dürfte es hier vielleicht am Orte sein, an dieses Einfache und Ursprüngliche im Handel zu erinnern. Dieses mag zwar für einen Augenblick als höchst überflüssig und selbst unziemlich erscheinen; nichts desto weniger deutet eine gerade in der jüngsten Zeit häufig gemachte Erfahrung darauf hin, daß es weder das Eine noch das Andere ist. Ich meine jene fast ein Gemeingut gewordene Ueberzeugung, daß die Ursache zu den Geld- und Handelskrisen der neuern Zeit meistens viel weniger in Unglücksfällen gelegen habe, welche menschlicher Voraussicht verborgen waren, als vielmehr in dem sogenannten Schwindel. Und daß diese Ueberzeugung aus der Kenntniß von verbürgten Thatsachen hervorgegangen, ist bekannt. Nun ist der Ausdruck Schwindel zwar nur ein bildlicher, welcher andeutet, daß man gemeint gewesen eine Aehnlichkeit zu finden zwischen dem Gebahren dessen, der den festen Grund und Boden unter seinen Füßen verlassen und auf schmalen und jähen Höhen unsicher schwankt, und dem Gebahren dessen, der sich zu allzu gewagten Handelsunternehmungen unbesonnen verstieg. Allein eben dieser bildliche Ausdruck ist auch in mehrern andern Sprachen, und schon früh, durch sinnverwandte Ausdrücke vertreten und erweist sich somit als aus einer allgemeinem Anschauung hervorgegangen, welcher denn wohl mehr als eine bloß zufällige Aehnlichkeit zu Grunde liegen wird. Indessen soll und kann hiermit, was um etwanigen Mißverständnissen vorzubeugen ausdrücklich bemerkt werden möge, auch nicht entfernt darauf angespielt sein, daß unsere Handelskrise ihren Ursprung in solchen Schwindeleien habe. Sie unterscheidet sich vielmehr von jenen ausländischen Schwindelkrisen nicht bloß scheinbar und äußerlich, sondern sehr wesentlich und innerlich. Dies erhellt unverkennbar schon daraus, daß in den letzten Amerikanischen und Hamburgischen Krisen ganze Reihen von Banken und Handelshäusern zusammen brachen, als wären sie von Karten gebaut gewesen, während in unserer gegenwärtigen Krise unsere Handelshäuser in unerschütterter Festigkeit aufrecht stehn. Ein paar einzelne Ausnahmen können als solche selbstverständlich nicht in Betracht kommen. Also nur noch einige Worte über den Handel in seinen Grundzügen, so weit sie hierher zu gehören scheinen, und eine aus ihnen sich ergebende Folgerung.

Aller Handel ist ursprünglich und wesentlich Tauschhandel. Für das, was das Inland entbehrt und doch bedarf und darum vom Auslande begehrt und empfängt, giebt es gern den eignen Ueberschuß an dasselbe ab, welches seinerseits sich in derselben Lage befindet. Der Handelsstand macht den Vermittler. Er kauft den Ueberschuß seines Landes auf, rechnet zum Werthe desselben alle seine Unkosten sowohl wie den seiner Mühwaltung gebührenden Lohn hinzu und giebt nun erst für den auf diese Weise erhöhten Preis die Waare dem ausländischen Kaufmann ab, der seinerseits ebenso verkauft und rechnet. Zu dem Einkaufspreis der Waare rechnet dann, um ihren künftigen Verkaufspreis auszumitteln, der Erwerber und neue Besitzer natürlich nicht nur alle Unkosten, welche ihm die Lagerung, der Zeitverlust u. s. w. verursachen, wieder hinzu, sondern auch den Lohn für seine Arbeit, den reinen Verdienst, den der Kaufmann erzielen will und erzielen muß und den er thatsächlich so hoch anschlägt, als ihm nach den Umständen räthlich dünkt und beliebig ist. Seine erwerblustigen Mitbürger zahlen ihm diesen Preis um so eher und williger, je mehr die zugeführte Waare einem wahrhaften Bedürfnis zur Abhülfe dient. Und in der That sind nicht nur diese beiden Theile, die kaufenden und verkaufenden Mitbürger, sondern gleicherweise auch das gesammte Inland und das mit ihm im Verkehr stehende Ausland befriedigt und im Gewinn; denn auf beiden Seiten ist ja nur der Ueberschuß, also das Entbehrliche veräußert, dem Mangel dagegen abgeholfen und der Bedarf gedeckt worden. Die Güter und Hülfsmittel der Länder haben sich, Dank dem Handel, auf beiden Seiten vermehrt.

Nicht ganz unwesentlich anders gestaltet sich aber die Sache, sobald der Handel sich in die Lage versetzt findet, die aus dem Auslande beehrte und bezogene Waare nicht mehr aus und mit dem, sei es auf diese oder jene Art, erzielten Ueberschusse des eignen Landes bezahlen zu können. Der Handel ist dann genöthigt seine Schuld mit Geld zu berichtigen. Der Werth der edlen Metalle an sich ist nun aber schon fast überall fest bestimmt, d. h. fast überall nahezu ein und derselbe geworden. Konnte beim Tauschhandel der Kaufmann den Lohn für seine Mühe, wie billig, in den Preis der abgegebenen Waare mit einrechnen: so läßt bei dem als Zahlung

abgegebenem Gelde schon die eben angedeutete metallische Natur desselben diesen Zuschlag nicht mehr zu. Darüber hinaus führt aber die Geldzahlung meist, und selbstverständlich mehr beim Silber als beim Golde, für den Abgebenden, den Schuldner, noch andere theils mittelbare, theils unmittelbare Verluste mit sich. Das Geld ist durch die Prägekosten, auch wenn sie nicht hinzugerechnet werden, immer etwas über den Werth des Metalls an sich erhöht; im Ausland aber gewöhnlich entweder gar nicht, oder nur spärlich im Umlauf. So werden denn, während der Zahlende seinerseits schon die Unkosten der Versicherung und Uebersendung zu tragen hat und den Nutzen der Prägung verliert, anderseits vom Empfänger auch noch dessen Zeitverlust, dessen Mühwaltung und etwanige Unkosten beim Umsatz oder bei der Umprägung des wenig gangbaren Geldes in Abrechnung gebracht. Allerdings wird der geldzahlende Kaufmann seinen Verlust nicht ganz so hoch anzuschlagen haben, als es hienach scheinen könnte. Er erwägt billig, daß seine Arbeit minder beschwerlich und umständlich gewesen, als beim Tauschhandel. Dennoch bleibt ihm ein wirklicher Verlust zurück, weil er weder seine Arbeit, noch seine Unkosten dem Empfänger des Geldes in Rechnung stellen kann. Nun ist zwar dem Kaufmann, wie leicht einzusehen ist, die Gelegenheit zu einem Versuche gelassen, sich dabei zu decken und schadlos zu halten. Er kann ja die ihm vom Auslande nicht vergoltene Arbeit, die nicht ersetzten Unkosten durch Erhöhung des Verkaufspreises der eingeführten fremden Waare, oder Waaren, wenn er jene vertheilen will, wieder einzubringen versuchen. Allein der Verlust an sich, man schlage ihn so gering an wie man wolle, bleibt darum doch zurück und ist nur, wenn der Versuch gelang, auf die tausenden Mitbürger verlegt worden, welche die eingeführte Waare in Wahrheit, und selbst wenn sie ihre Einwilligung dazu gaben, über ihren eigentlichen Werth bezahlten. Wollte der Handel eines Landes durchgängig und auf die Dauer in dieser Weise verfahren, so würde er zugleich mit dem, um theilweise doch auch entbehrlicher und rasch entwertheter Güter willen, erschöpfen und sichenden Staate unter Mühseligkeiten allmählich auch selbst verkümmern und erlahmen. Denn wie den Staat, hätte er nicht minder sich selbst nicht nur um eine stets begehrte und bleibend werthvolle

Waare gebracht, sondern mit ihr zugleich das allen Verkehr belebende Umlaufsmittel und das allgemein anerkannte Werthmaß eingebracht. In den Ostseeprovinzen empfinden wir zwar diese Uebelstände der Krise etwas minder schwer, aber lediglich darum, weil wir stellenweise kein Bedenken getragen, die Fülle unsers Papiergeldes noch um eine Scheidemünze von Papier zu vermehren. Mit welchem Eifer man aber auch von gewissen Seiten her dem Handel es als ein unveräußerliches Recht zusprechen möge, die klingende Münze nur für eine Waare, wie jede andere, anzusehn: sie ins Ausland senden wirkt ihm nur in dem Fall einen wirklichen, sachlichen Gewinn ab, wenn sie daselbst nicht als Waare entgegen genommen, sondern als Geld geschätzt und begehrt wird. Ist dies nicht der Fall und erkennt der Staat, daß ihm daraus Nachtheile erwachsen, so ist er ohne Zweifel befugt, Vorkehrungen zu treffen. Ja die Pflicht der Selbsterhaltung mag dies unbedingt heischen. Und wären wir z. B., der Handelsstand nicht ausgenommen, gegenwärtig nicht um vieles besser daran, wenn man der Verordnung, das Silbergeld nicht hinauszuführen, streng nachgelebt hätte? Daß aber der Handel sich dem Staatsgesetz unbedingt unterzuordnen habe, ist selbst in Handelsstaaten anerkannt.

Folgt nun daraus, daß es gar keine Handelsgegenstände gebe, deren Erwerbung entweder so nothwendig oder doch so wünschenswerth wäre, daß sie nicht auch über ihren wahren Werth bezahlt werden dürften? Keineswegs. Allein soviel ist schon an und für sich gewiß, daß dies nicht von allen Waaren ohne Unterschied behauptet werden kann. Bei zweifelhaften Gegenständen ist es darum gerathen, erst genauer zuzuschauen und auszumitteln, ob denn die ausländische Waare auch so unentbehrlich oder nützlich sei für das Wohl des Landes, daß es gerechtfertigt erscheine, sie um jenen übermäßigen Preis anzukaufen. Sonst könnte man wohl dahin gelangen, um werthloser Dinge willen am Unentbehrlichen Mangel leiden zu müssen.

„Und dies das Endergebniß? Nun, ein ziemlich unausführbares und darum ein unbedachtes Ansinnen! Ueber die Unentbehrlichkeit, über den Nutzen unzähliger Gegenstände soll — der Handel bevormundend aburtheilen! Und welche Fessel, gerade während eine

höhere Ansicht bestrebt ist, den Handel von allen Fesseln zu befreien, und längst begriffen hat, daß die sogenannte ungünstige Handelsbilanz nichts weiter ist als ein Vorurtheil und demnach nur ein scheinbares Uebel!4

Auf das Letztere, sollt' ich denken, habe bereits unser gegenwärtiger Geldmangel und seine Folgen eine sehr verständliche Antwort gegeben. Indeß habe ich freilich in unsern Tagesblättern noch vor kurzem gelesen, wie dieser Mangel eben einen Beweis abgebe dafür, daß unser Handel, der natürlich wie jeder auf den Gewinn angewiesen sei, wenn er das Staatsverbot der Silberausfuhr mißachtend übertrete, lediglich einer — Naturnothwendigkeit folge! Was aber das Erstere betrifft, so mag es allerdings billig sein, dem Handel die angedeutete Beurtheilung der Waaren nicht zuzumuthen. Allein dann stellt es sich für jeden Kaufmann nur um so mehr als nothwendig heraus, sorgfältig zu erwägen und zu berechnen, wie weit seine Kräfte, d. h. hier aber genauer, wie weit die metallischen Geldmittel des Staates überhaupt und wie weit insbesondere der Antheil von denselben reichen möge, welcher als für den ausländischen Handel verwendbar auf jeden Einzelnen fällt. Und diese vorsichtige Erwägung wird nur um so dringender und unerläßlicher, je mehr etwa neben Nichtachtung des Geldes, welche mit dem Heißhunger nach demselben sehr wohl Hand in Hand gehen kann, eine überreizte Begehrlichkeit nach den Gütern der Fremde herrschend geworden. Der alsdann sicherer zu erwartende Absatz kann leicht zu Ueberschreitungen des Maßes verleiten. Die baaren Geldkräfte des Staates — und wären sie die größten — sind jedoch nichts weniger als unerschöpflich, wir haben es erfahren, und Viele sind, die aus ihnen schöpfen. Und nun ist vor manchem Andern gerade der Kaufmann in der glücklichen, wenn auch eben darum, wie mich dünkt, verantwortlichen Lage, die erforderliche Erwägung rechtzeitig vornehmen zu können. Dazu ist nehmlich jedesmal an ihn der ernst mahnende Bedruf ergangen, sobald ihm seine Handelsbücher ausweisen, daß er die an ihn gelangende Einfuhr zusammt der von ihm eingegangenen ausländischen Wechselschuld nicht mehr mit seiner Waarenausfuhr zu decken vermag und mithin zur Baarzahlung seine Zuflucht nehmen muß. Bei uns ist er zugleich gesichert vor einer

etwanigen Ueberschätzung der Summe des umlaufenden Metallgeldes. Vernimmt man vom Auslande her die Klage, daß ein vermehrter Zettelumlauf den Kaufmann leicht zu einer solchen Ueberschätzung verleite: so kann oder sollte mindestens unser Papiergeld, welches ausschließlich für den innern Verkehr da ist und im Auslande keine Geltung hat, als Zahlungsmittel dahin selbstverständlich gar nicht in Betracht kommen. Wie hoch dagegen der Gesamtbetrag des bei uns umlaufenden Goldes und Silbers ungefähr anzuschlagen sei, ist nicht unbekannt. Wähnt der Kaufmann, weil jene Erwägung und Berechnung ihm doch kein scharfes Ergebniß zu bieten vermögen, sie mißachten und unterlassen zu dürfen, so läuft er eben wie bisher Gefahr, nicht nur den Staat, sondern zunächst sich selber unversehens und wider Willen in die größten Ungelegenheiten zu stürzen.

Von irgend einem günstigen Verhältniß des Metallgeldes zum Papiere, von irgend einer Einrichtung der Banken und des Handels, wäre sie auch weit vollkommener als eine menschliche Schöpfung zu sein pflegt, einen einigermaßen ausreichenden Schutz wider Handelskrisen zu erwarten, ist eine eitle Hoffnung. So lange der Handel sich auch nur der geringsten Freiheit wird zu erfreuen haben, und ohne sie kann er nicht bestehen: so lange werden bloß äußerliche Mittel durchaus unermöglich sein, jede Ueberschreitung des Maßes, jeden selbstsüchtigen Mißbrauch der Freiheit zu verhüten.

Nachdem die vorstehende kleine Abhandlung zum Druck bestimmt worden, sind zwei Aufsätze über unsere Geldkrise in der *Nizgischen Zeitung* Jg. 1860 Nr. 266 ff., und Nr. 273 ff. erschienen, deren Inhalt mit wenigen Worten zu bezeichnen nicht unangemessen sein dürfte.

Der erste dieser Aufsätze hat die weiter nicht erörterte Annahme, daß die Krise aus der für uns ungünstigen Handelsbilanz hervorgegangen sei, zur Grundlage. Hierauf stützt er Vorschläge und Wünsche, welche, seiner Ansicht nach, die Heilung durch Beschränkung der Einfuhr und Steigerung der Ausfuhr herbeiführen könnten.

Der zweite Aufsatz übernimmt es, die Irrthümer seines Vorgängers, der sich mit seinen Ansichten in Opposition gegen alle national-öconomischen Notabilitäten unsers Jahrhunderts gestellt, zu berichtigen. Dem gemäß führt er aus, wie man schon längst zu der Erkenntniß gekommen, daß der Begriff der Handelsbilanz nicht mit Fug auf den Handel eines ganzen Landes angewandt werden könne. Ein Land mache seine Einkäufe nicht, wie der Kaufmann, zum Be-
 huf weitem Verschleißes derselben, sondern nur zum eignen Gebrauch. Ueberdies aber böten Handelsbilanzen des Gesamtverkehrs eines Landes theilweise so ungenaue, ja so unwahre Angaben, daß sie eine vollkommen verkehrte Ansicht von der Wirklichkeit erzeugten. — Daraus erklärt es sich denn wohl, warum der Aufsatz die stark verminderte Ausfuhr unserer heimischen Erzeugnisse auch nicht eines Blickes würdigt und sich selbst von der allergünstigsten Handelsbilanz nichts für uns verspricht.

Weiter heißt es: „Die Erfahrung lehrt auch, daß die klingende Münze nur dann aus einem Lande verschwinden kann, wenn Papiergeld als gesetzliches Zahlungsmittel, aber mit Zwangscours in Umlauf gesetzt wird. In einem solchen Lande nimmt die klingende Münze die Natur einer Waare an, die sich weder durch die grünstigste Handelsbilanz, noch durch irgend welche andere Mittel, als Geld in Umlauf bringen läßt, ehe und bevor das Papiergeld zur Werthparität mit dem Gelde gelangt ist.“ Zugestanden, daß diese Erfahrung wirklich gemacht worden, so liegt doch am Tage, daß sie so nicht bei uns gemacht ist. Wollte man unsere Erfahrungen in der von der Wissenschaft einmal beliebten Sprache hinzufügen, so wäre etwa Folgendes zu sagen. In Rußland aber verschwand wäh-
 rend des ersten Viertels dieses Jahrhunderts die klingende Münze aus dem Lande trotz dem, daß so viel ich weiß kein Papiergeld mit Zwangscours in Umlauf gesetzt war. Und als der Silberfuß wieder eingeführt und ein darauf gegründetes Papiergeld mit kräftigem Zwangscours in Umlauf gesetzt wurde, war dasselbe wiederum fünfzehn Jahre lang durchaus unvermögend, die klingende Münze zur Waare umzugestalten. Und zwar blieb die klingende Münze unverwandelt als Geld im Umlauf trotz dem, daß die Fülle des Papiergeldes fortwährend zunahm und man im Laufe langer Jahre

gewohnt geworden, ein tief unter seinen ursprünglichen Werth gesunkenes Papiergeld zu haben. Da kam jedoch der Krieg von 1854 und 1855. Er erfüllte die Gemüther mit Schrecken und Befürchtungen und sie hielten die klingende Münze für mögliche Nothsälle bei sich zurück. Das Bedürfniß erhob nun aber eine lebhaftere Nachfrage nach Münze und augenblicklich machte die wachgerufene Speculation sich die günstige Gelegenheit zu nutz und wandelte das Geld in Waare um. Der Zwangscours unterstützte dabei die Speculation nicht nur nicht, sondern wurde von ihr im Gegentheil wohl nur als ein lästiger Hemmschub empfunden. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach würde sie ein von ihm ungeschütztes Papiergeld stärker angegriffen haben. Eben so wenig läßt sich behaupten, daß das Papiergeld bei dieser Umwandlung der Münze in Waare der Speculation auch nur behülflich war, es müßte denn dem Sinne des Wortes Gewalt angethan werden. Denn die Speculation wandte sich ja eben vornehmlich gegen das Papiergeld und vernichtete oder lähmte mindestens auf längere Zeit einen Theil seines Werthes. Sie bediente sich sein bloß als eines Mittels. Endlich kehrte der Friede und mit ihm leib und allmählich auch die klingende Münze nicht mehr als Waare, sondern als Geld in den Verkehr zurück. Leider aber währte dieses nur sehr kurze Zeit. Nur allzu bald fand die Münze Wege, ins Ausland abzufließen. Der bezeichnete Aufsatz versichert zwar: „Jede Waare sucht den vortheilhaftesten Markt *); der inländische war jedoch für die klingende Münze in Folge des Zwangscourses zu dem allerschlechtesten geworden.“ Allein daß weder der ausländische Markt für unser Geld wirklich vortheilhaft, noch auch der inländische in Folge des Zwangscourses, sondern aus ganz andern Ursachen schlecht geworden war, das habe ich bereits oben an offenkundigen Thatfachen nachzuweisen versucht. Haben aber jene Umstände, wie der Aufsatz mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet, in der That dazu beigetragen, daß anstatt unserer Ausfuhrwaaren unser Metallgeld ins Ausland gesandt wurde: so ist auch der Ausfall in unserer Ausfuhr

*) Wieder die Tünche der Naturnothwendigkeit, als ob nicht der freie sich selbst bestimmende Mensch, sondern in der That die willenlose Waare den Markt suchte.

und was damit zusammen hängt mit eine Folge jener zuerst während des Krieges von der Speculation bewirkten Umwandlung unsers Geldes in Waare.

Wie aber verhält sich nun der Auffatz allen diesen Thatsachen gegenüber? Sie sind für ihn, der gläubig nach Westen schaut, so gut wie gar nicht vorhanden. Doch nein, auf einen nicht unbedeutenden Unterschied zwischen uns und Andern macht er selbst aufmerksam: „Dieses Papiergeld [er meint unsere Reichscreditbilleten] steht darum [nehmlich um der Staatsressourcen und um der Weisheit der Regierung willen] auch in der öffentlichen Meinung so gut, wie es wahrscheinlich in keinem anderen Lande der Fall wäre, wollte man dort eine gleiche Menge Papiergeld mit einer verhältnißmäßig so geringen Fundation emittiren.“ Und welchen Schluß zieht der Auffatz aus dieser jedenfalls auffälligen Erscheinung? Keinen. Er läßt gleich darauf seine Rathschläge folgen, welche wesentlich darauf hinauslaufen, die der Speculation unbequem gewordenen nächsten Grundlagen unsers Papiergeldes, an und auf denen eben jenes Vertrauen zu demselben sich allmählich ausgebildet hat, zu ändern und zu beseitigen. Wer aber bürgt der Regierung dafür, daß dann nicht einerseits das Vertrauen selbst mit untergraben und anderseits einer alle Verhältnisse zerrüttenden Agiotage, wie wir sie ja schon einmal erlebt, Thor und Thür geöffnet werden? Bürgt dafür etwa die heutige Volkswirthschaftslehre? Das möchte doch wohl schon darum einem gerechten Zweifel unterliegen, weil sie eine noch immer unsichere Erfahrungswissenschaft ist, welche, schon als solche einer steten Vervollkommnung bedürftig, noch hinter manchen ihrer Geschwister um ein Beträchtliches zurücksteht. Denn manche von diesen haben vor ihr den unschätzbaren Vorzug voraus, daß sie die sogenannten und vermeintlichen Erfahrungen nicht eher anerkennen, als bis sie die Feuerprobe zweckmäßig angelegter und wiederholt beobachteter Experimente glücklich überstanden haben. Erst wenn die Volkswirthschaftslehre auf ähnlichen Wegen dahin wird gelangt sein, daß sie stets ihrer selbst gewiß ist, wird sie auch im Leben die Stellung einnehmen, die ihr in vieler Hinsicht so sehr zu wünschen wäre. Oder halten es ihre Pfleger und Verehrer für eine Unmöglichkeit, durch Experimente auszumitteln, ob und in wie

fern z. B. der Begriff der Handelsbilanz auf den Gesamtthandel eines Landes angewandt werden könne, oder nicht? Sollte nicht der zuversichtliche Gegner dieser Annahme sich getrost darauf einrichten können, all seine möglichst reich bemessenen Einkäufe ausschließlich zu seinem und der Seinigen eigenem Gebrauche zu verwenden, während er gleichzeitig, etwa nach Maßgabe unsers jetzigen Handels, alle Verkäufe seiner Erzeugnisse, seiner Güter nach außen hin beschränkte und herabsetzte? Vielleicht würden schon wenige Jahre genügen, um die gewünschte Einsicht zu gewinnen. Berichte über solche Erfahrungen dürften geeignet scheinen, nicht nur dem Verfasser Ruhm und der Wissenschaft Nutzen zu bringen, sondern auch den Staat vor mißlichen und kostspieligen Versuchen zu bewahren.

H. Neus.

Vergleichende Bilder

aus der niedern Pflanzenwelt.

Nicht weiß ich, ob Sie mir es vergeben werden, daß ich eine oder die andere Stunde Ihrer Muße für einen Gegenstand in Anspruch nehmen möchte, welcher wenn nicht geradezu zu dem verachtetsten, so doch wenigstens zu dem unbeachtetsten seiner Art gehört. Eine noch größere Mißbilligung dürfte ich von sogenannten praktischen Leuten erfahren, wenn ich gestehe, daß ich viele Jahre diesem Gegenstande meine Neigung, meine besondere Aufmerksamkeit, meine Zeit schenkte. Ich habe mir die Erlaubniß genommen, Ihnen einige Vorträge nach und nach über diejenigen pflanzlichen Organismen zu halten, welche mit dem Collectiv-Namen Cryptogamen bezeichnet werden: verborgene Gewächse, — deren Individualität oft microscopisch klein, oft riesengroß die höchsten Maaße der vegetativen Entwicklung erreichend — deren Erscheinung oft häßlich und abstoßend, alle Sinne beleidigend, bald wieder lieblich und sogar schön ist, und endlich deren Vorkommen auf der Erde, folglich auch in unserm Ostseegebiete, wo ich sie besonders ins Auge gefaßt, unendlich reicher an Arten, wie nicht minder an Mengenaustreten alle übrigen Gewächsreihen überragt, so wenig man auch merkwürdiger Weise im allgemeinen Landschaftsbilde davon gewahr werden mag.

Wir leben indessen in einer Zeit, wo auch diese meine scheinbar werthlosen Arbeiten gerechtfertigt sind. Es stellt uns auf dem Gebiete des Wissens, in der Welt des Geistes die Gegenwart Errungenschaften dar, welche jeder Gebildete um so freudiger begrüßen wird, als sie Bürgen eines sichtlichen allgemeinen Fortschrittes sind, der auf die sinnige und sittliche Richtung der Völker einen unlängbaren Einfluß auszuüben beginnt. Am lebhaftesten stellt sich dies in der immer allgemeiner bethätigten Liebe für die Natur-

wissenschaften heraus, welche seit einigen Decennien einen Aufschwung nahmen, wie die Geschichte des Entwicklungsganges dieser Wissenschaften keine zweite ähnliche Epoche aufzuweisen hat. Was so lange als Knospe geschlummert hatte: der innere Drang nach Erkenntniß der schönen Mutter Natur, sie ist in unserer Gegenwart zur leuchtenden, duftigen Blüthe geworden, welcher die süße Frucht in Zukunft nicht fehlen kann. Schauen wir uns überall um, — früher kaum geahnte Kräfte und Eigenschaften der Natur sind durch Zusammenwirken der früher einseitig getrennten Zweige der Naturwissenschaften dem praktischen Leben der Völker dienst- und nutzbar gemacht worden, und immer reichere Mittel bieten sich einer künftigen Nußanwendung entgegen, von denen jede, selbst wenn wir sie zum Dienste einer noch so prosaischen Alltäglichkeit verwenden, eine Hymne auf den Schöpfer des Welt=Alles ist.

Aber den schönsten Gewinn aller Naturbetrachtung und Forschung, — geschehe sie nun mit cosmischem Auge, um, wie von Humboldt sagt, „den Geist der Natur zu ergreifen, der unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt“ — oder gelte sie einer einzelnen Gruppe, jeder einzelnen thatsächlichen Erscheinung; überall tritt uns ein Zauber entgegen, lodend und winkend; ein Zauber der den Sinn heiligt, das Leben verschönt: jener geistige Naturgenuß, der uns predigt lauter und rein von göttlichen Gesetzen und Verheißungen — denn wo ein Gesetz ist, da wird auch immer etwas stillschweigend versprochen.

So bekannte Thatsachen dies alles sein mögen, ich muß in meiner allgemeinen Einleitung so breit als möglich werden, damit wir namentlich den Standpunkt leichter finden, von welchem aus wir freier in das Chaos der Gestalten hineindringen können, und uns namentlich, wenn wir später auf fremdes Gebiet und zu unbekannten Erscheinungen treten, dann besser verstehen.

Wie es immer von jeher zunächst die Pflanzenwelt war, welche sich mit ihren in wunderliebliche Formen gegossenen Massen, ihrer charakteristischen Sprache — ihrer ästhetischen Seite — sowie bei ihrer öconomischen, technischen und medicinischen Verwendung die meisten Freunde und Bewunderer erworben, für welche sich zu allen Zeiten die meisten Märtyrer gefunden — endlich deren tieferes oder

oberflächlicheres Studium sich in die verschiedensten Schichten der Gesellschaft Eingang zu gewinnen wußte, und deren Reiz, ein ewig junger, von jedem neuen Frühling neu geborener, nie seinen Einfluß auf das menschliche Gemüth verlieren wird, so drängt sich heute, emancipirt von den Vorurtheilen und Resultaten eines früher engherzig und einseitig gehandhabten Forschens das Studium dieser lieblichen Gestaltenwelt als ein schönes Bedürfniß jedem sinnigen Gemüthe auf, und ein Blick auf die heutige Literatur giebt ein glänzendes Zeugniß sowohl der Thätigkeit zahlreicher scharfsinniger Forscher, als auch der Theilnahme eines großen Publicums.

So ist die Richtung unserer Zeit glücklicherweise keine einseitige mehr. Zu dem Regen auf dem Felde des Wissens reißt sich Hand an Hand; es greifen alle geistigen Getriebe rasch in einander. Die Künste, wie die Gewerke, nützen die Errungenschaften der Wissenschaft begierig aus, solche immer dankbar wieder unterstützend und befördernd, und so bietet z. B. unter andern, um näher auf unsere Zwecke einzugehen, namentlich die heutige Vervollkommnung des *Microscopes* einen glänzenden Beweis solches Dankes, indem dieses Instrument ebenso in der animalischen Anatomie, als nicht minder in der Botanik, Resultate begünstigte, von denen sich die Philosophie der alten Meister nichts träumen ließ. Konnte auch G ö t t e den Ausdruck wagen: „*Microscope* und Fernröhre verwirren eigentlich den gesunden Menscheninn“, so haben wir doch am Ende kaum den Verlust einer einfältig kindlichen Naturanschauung zu beklagen, wenn wir aus jener träumerischen Dämmerung in den Sonnenschein einer klaren Weltanschauung immer annäherungsreicher hineintreten können. Schleiden macht mit großem Rechte darauf aufmerksam, daß längst die botanische Wissenschaft von so manchen verderblichen Vorurtheilen befreit gewesen sein würde, und resp. frei geblieben wäre, wenn namentlich die Linnéische Schule nicht ganz den Gebrauch des *Microscopes* bei Seite gesetzt hätte, so unvollkommen auch damals dieses Instrument war.

Besonders wichtig mußte für die Anatomie und Physiologie der Pflanzen die Thatsache werden, daß die Bausteine des Pflanzenkörpers kleine, nach bestimmten Gesetzen geordnete, rings geschlossene Bläschen seien, „Zellen“, von einer, wie nun wieder die

chemische Unfehlbarkeit unserer Tage lehrt, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff gebildeten Substanz, deren mehr oder weniger halbfüssige Auskleidung nach Einigen, z. B. Schleiden, noch Stickstoff enthält.

Es würde mich viel zu weit führen, wollte ich in das unendlich interessante Gebiet der Lehre treten, welche sich aus dem besondern Studium der Pflanzenzelle entwickelt hat, cfr. Professor v. Mohl „die vegetabilische Zelle“, Braunschweig 1851, nur darauf wollte ich die Aufmerksamkeit lenken, daß durch diese Entdeckungen eine Basis gefunden wurde, auf welcher das Gebäude der botanischen Wissenschaft am natürlichsten und folglich am festesten gegründet und gestützt werden konnte und Klarheit in so viele Dunkelheiten alter und neuerer Annahmen gebracht wurde.

Finden wir doch in dieser erkannten Thatsache allein sichere Beweise von einer stufenweisen Entwicklung des Pflanzenreichs, d. h. immer in periodisch- und morphologisch- verschiedene Richtungen hinaus; können wir doch endlich die Behauptung von der ursprünglich nahen Verwandtschaft und Beziehung aller organischen Wesen unter einander, wagen oder wenigstens annähernd einer solchen Annahme begegnen, und es wird uns dann sogar eine Ahnung des genetischen Princip; und dem engeren Zwecke des Botanikers bietet sich mit kurzem Worte die Nachweisungs- oder Beweismöglichkeit der Entwicklungsmomente der einzelnen morphologisch-vollendeten Pflanze, in der erwähnten Entdeckung entgegen.

Dadurch nun ist die fernere Aufgabe lösungsfähig geworden, ein Pflanzen-system aufstellen zu können, welches bei fortgesetzten speciellen Untersuchungen immer natürlicher, folglich wahrer werden muß, da es zwei solcher Systeme füglich nicht geben kann, obgleich seit Jussieu's erstem derartigen geistreichen Versuche wohl zwanzig solcher sogenannten natürlichen Methoden mit mehr oder weniger Glück aufgestellt wurden. Wie versprechend für die Zukunft eine geschickte Anwendung aller, namentlich durch das Microscop erreichten Erfahrungen auch in dieser Hinsicht werden konnte, beweisen die geistreichen Arbeiten eines Brown, Endlicher's, de Candolle's u. a. m.

Es ist selbstredend, daß, je einfacher nun der Bau eines Pflanzen-

Körpers sich gestaltet, desto tiefer natürlich seine Stellung in einer solchen Anordnung werden muß; desto früher ferner die Entwicklung der Urtype, jenem Modus seiner Formrichtung, auf unserm Planeten möglich gewesen und dann vielleicht noch heute nachzuweisen und resp. zu beweisen sein muß, und daß endlich heute noch die Möglichkeit neuer Zwischenformbildungen, d. h. Bestrebungen morphologisch=niedrig gestellter Organismen einer höhern Type zu, nicht gut abgeläugnet werden könnten, da die Frage: „ob Kreisbewegung, ob Fortbildung in der Natur, sich immer mehr zu Gunsten der letztern Annahme herausstellt. Denn wie ein ewiges Fortschreiten des Geistes, so ein ewiges Fortbilden der Materie.

Indessen darf man freilich eine solche reihenweise Entfaltung der Organismen, diese Entwicklung aus dem Einfachen in das Zusammengesetzte, sich allerdings durchaus als keine stetige, *continuirliche* denken, und so z. B. das Pflanzenreich nicht als eine, durch allmähliche Combinationen ihrer Merkmale in einander übergehende einfache Reihe von Formen oder Gestaltungen; sondern dasselbe zerfällt vielmehr, wie auch v. Martius bei Gelegenheit seines nach morphologischen, besonders den Fruchtbau berücksichtigenden Pflanzensystems (Nürnberg 1835) sehr treffend hervorhebt“, in mehrere, durch eigenthümliche Merkmale zu bezeichnende Gruppen, welche jede für sich und mehrere neben einander, die verschiedenen in der Natur vorhandenen Bildungsrichtungen repräsentiren.“ Daher kann ein natürliches System auch nicht das ganze Pflanzenreich in einer ununterbrochenen Reihe darstellen, sondern nur Gruppen von Pflanzenbildern, welche als von den einfachen Typen strahlig auslaufend oder gegen dieselben convergirend gedacht werden müssen.

Als der alte Meister vom Stuhle, Linné, sein künstliches Sexualsystem entwarf, rangirte er eine große Menge der morphologisch= wie physiologisch=verschiedensten Pflanzenformen, da sie in die Zwangsjacke seiner übrigen Classen und Reihen nicht unterzubringen waren, in die 24. Classe seines gedachten Systems, welche er, bei ihnen einen noch unerkannten Dual voraussetzend, *Cryptogamia* nannte, und stellte in den Ordnungen dieser Classe, namentlich vier

große Gruppen auf: die Farnkräuter (Filices) die Moose (Musci) die Tange (Algae) und die Pilze (Fungi), welche aber bloß einfach ihrem äußern Habitus nach aufgestellt wurden, und folglich jeder sichern wissenschaftlichen Grundlage entbehrten, so natürlich, ich möchte sagen instinktartig = natürlich der große Mann diese Gruppen an sich selbst auch aufgefaßt hat.

Diese Gruppen bilden allerdings noch heute, nachdem man eine neue und sehr natürliche davon weiter gewonnen hat (: die Flechten (Lichenes)) die Summe aller derjenigen Gewächse, welche mit dem, durch Zeit und Gebrauch geheiligten Namen „Cryptogamen“ bezeichnet werden, und das Grundorgan aller solcher sämtlichen Cryptogamen ist nun die Zelle, daher man auch dieselben direct und mit besondern Recht Zellenpflanzen genannt hat.

Denn die Urfänge aller Vegetation, d. h. der einfachsten Cryptogamen, und bald werden wir noch eine andere merkwürdige Thatsache vergleichend hier anschließen, bestehen nur aus solchen einfachen Zellen, ebenso wie eine einfache Zelle den jüngsten Zustand sämtlicher auch der höhern Cryptogamen ausmacht, in welchem letztern Sinne man ferner nach Reichenbach die Cryptogamen auch Zellkeimer Cerioblastae nennt.

Es konnte nicht fehlen, daß von vielen Seiten die Wichtigkeit des cryptogamischen Studiums bald erkannt wurde. Hatte man doch da die ersten pflanzlichen Bildungsversuche der Natur zu erwarten und zu suchen, den Ursatz, die Bedingung eines Keimlebens, die Urfpflanze! Und doppelt wichtig mußte nun solches durch die Thatsache werden, als in diesen Reihen, diesen untersten Schichten, die Grenzen verschwimmen im Nebel unseres Erkennungsvermögens, welche die Pflanzenwelt vom Thierreich scheiden. Wir gelangen jetzt zu einer der interessantesten Thatsachen, deren Erkenntniß vorzugsweise nur durch das Microscop möglich wurde.

Die ersten Formrichtungen des pflanzlichen Lebens nicht allein, sondern die Urfänge alles organischen Lebens bewegen sich nämlich sämtlich in der einfachen Zellenform und in dieser Folge können noch weit ins Thierreich hinein gewisse Typen verfolgt werden, welche vorzugsweise von der Pflanzenwelt ausgingen und daselbst verästelt wurden. Solcher

formellen Wiederholungen, welche zu den frappantesten Vergleichen führen, giebt es eine keineswegs geringe Menge und wir werden in einer spätern Folge auf höchst überraschende Resultate und Anschauungen kommen, da ich mit bestem Fleiß gerade diese Wechselbeziehungen zwischen Pflanze und Thier seit langer Zeit in meine Aufgabe hineingezogen habe. Durch den merkwürdig übereinstimmenden Rhythmus im Entwicklungsgange der niedern Zellenthier und Zellenpflanzen, — durch die, in auch anderer Hinsicht ausgesprochenen Spuren verwandter Lebensäußerungen, läßt sich recht gut im allgemeinen Verbande die Ansicht rechtfertigen, daß diese Thier- und Pflanzenanfänge, diese organischen Zellen, die uns heute noch in merkwürdigen Schwankungen begegnen, jedenfalls zu einer Zeit, bevor ihr Aufgehen in entschiedenere Richtungen vermittelst war und in welcher Folge sie sich bei forwirkenden Einflüssen solarer und planetarer Kräfte immer weiter von einander entfernten und entfernen mußten, in unendlich näherem physiologischen Zusammenhange gestanden haben, als uns jetzt noch klar zu erkennen und zu verfolgen möglich zu sein scheint. Heute, wo man nach irgend einem gesetzlich motivirten Princip alle organischen Einzelheiten systematisch in verwandtschaftliche Gruppen gestellt hat, welche wohl für abgeschlossene Reihen und einzelne Richtungen immer mehr annähernd-natürlich gebaut werden, dürfte es schmerzlich zu vermissen sein, daß zeither einer Hauptaufgabe dabei so wenig Rechnung getragen wurde, nämlich den natürlichen Zusammenhang aller Organismen untereinander zu beweisen.

Omne vivum ex ovo lehrten bereits die Alten, dies lehrt uns noch heute deutlich die einfache gebärende Zelle, der Typus des Urweiblichen!

Bei der überwältigenden Verschiedenheit, der endlich durch ganz entgegengesetzt-fortschreitende Richtungen bedingten Gestalten, würde ein solcher obenangedeutete Versuch allerdings fast eine Unmöglichkeit sein, wenn man nicht mit den Urformen und ihren einfachen, ich möchte fast sagen kindlichen Entwicklungen vergleichsweise beginnt und die stufenweis aufsteigenden Linien zur Type in allen Abwandlungen und Verzweigungen aufsuchen würde, — die vorge deutete Type ferner zu ihrer ganzen Höhe und Tragweite und ihren weitem

möglichen Combinationen verfolgt, und dann endlich mit umfassend beherrschendem Blicke den ganzen cosmischen Einfluß auf die morphologische und physiologische Entwicklung abwägen und berücksichtigen wollte.

Hier muß das Studium der Pflanzengeographie, die genaue Erwägung ihrer Geseze; hier muß die Paläontologie des Pflanzenreichs; hier muß die Thätigkeit chemischer Agentien in Raum und Zeit; hier muß jeder besondere Zweig der Naturwissenschaften seine Beiträge zu der großen und schönen Aufgabe abgeben.

Der Baum des organischen Lebens, wenn ich die Urzelle, die einfache Zelle so nennen darf, treibt seine einfache knospende, sich bald verästelnde Wurzel in die Tiefe der Gewässer. Seine jungen Sprossen und Zweige fluthen in den Strömungen. Da war die Erde wüste und leer! In Folge eines innewohnenden Triebes bildet sich dieser Urkeim in der beschränkten abhängigen Weise zu Gestaltungen aus, wie der Mangel solarer Einwirkungen und die localen physikalischen Verhältnisse überhaupt zulassen. *

Das unendlich Wichtigste — ein nicht wegzuläugnendes Gottesgeheimniß: der Trieb ist da, — die Richtung aber seiner Lebensäußerung ist eine durch Einwirken äußerer Einflüsse bedingte und modifizierte.

Wie im Strahle der Sonne endlich Stamm und Aeste sich theilen; die Gipfel zu einem vollendet schönen Ganzen sich wölben, Blüten und Früchte in schöpferischer Fülle hervorbrechen und in dessen höchster Potenz der innere dunkle Trieb immer freier in das Aufgehen im Lichte, in Beseelung überging -- kümmernd im tiefern Schatten dieselben Keime und Knospen dahin, wie träumend und immer strebend, sei es auch nur formlich, aber nie erreichend das je köstlichere, desto fernere Ziel.

Nach dem immer größern Freiwerden zu m und im Lichte ringt und strebt die ganze Masse organischer Keime und Wesen. Die einfache Zelle, zeugungsfähig, ein wahrer Proteus, vegetirt und regenerirt sich, sei es als Staubpilz, oder wird zur Phytochlor führenden Alge oder gerirt sich, freier vom Lichte geboren als Thier. Unerreichte Bestrebungen zwischen beiden erstern stellen die Flechten; der beiden leßtern die Zoophyten dar. Ja nicht selten tastet

sie hinein in die Regionen des Anorganischen, z. B. in den krystallinischen Gebilden der Diatomeen.

So geht stufenweise je in seiner Richtung, je nach den begünstigenden Umständen das Streben nach Vollendung einestheils ewig weiter, ebenso wie andererseits die durch die verschiedensten hemmenden Einflüsse unentschiedenen, aber darum nicht minder lebensthätigen Charactere gewissermaßen als organische Vorstufen dastehen bleiben, oft als Marksteine der periodischen Entwicklung unseres Planeten.

In einem Vortrage des Herrn M. v. Middendorf in der öffentlichen Sitzung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg am 29. December 1854, über das organische Leben in Sibirien (im *Compte rendu de l'academie imperiale des sciences de St. Peterbourg* 1856. 8.) erwähnt derselbe einer Alge, des *Haematococcus*, welche in unendlicher Schönheit und Menge in der Nähe des Nordpols auftritt, und welche auch der strengsten Kälte widersteht, die jedes höher complicirte Vegetationsleben vernichten würde. Gegen 17 Arten in mehr als 50 Unterarten, welche freilich jedenfalls bloß so viele verschiedene Entwicklungsstufen sind, entwickeln diese kleinen, den Schnee färbenden Pflanzengebilde eine rüffelartige Ausfüllung, welche ihrerseits mit fibrinösen Fädchen besetzt ist, demnach diese Pflanzengebilde in Infusorien verwandelt werden, die mit großer Schnelligkeit im Wasser sich fortbewegen können. Da fallen die Grenzen, welche die Wissenschaft so klug zwischen Thier- und Pflanzenreich zog, ohne Weiteres zusammen!

Hier muß ich auch noch einer merkwürdigen Analogie gedenken, welche weiter zwischen Pflanzen- und Thierleben sich herausstellt. So wie im Allgemeinen die Vermehrung der Infusorien und der Trematoden bekanntlich durch einfache Samenzellen vor sich geht; bei den Waffenthierchen dieselbe durch Theilung und Abschnürung dieser Theile; bei den Polypen und Blasenwürmern durch Knospung und Sprossenbildung vermittelt wird, ja endlich bei noch andern niedern Thieren alle diese Vermehrungsweisen gleichzeitig geübt werden, so ist es eine schlagende und vielsagende Thatsache, daß wir alles solches im Regenerationsprocesse der niedern Cryptogamen wieder finden. —

Also selbst am Nordpol, fern von der Lebenskraft spendenden, vom Licht geborenen Wärme, jener zweiten Lebensbedingung, jenem, tausend Möglichkeiten vermittelnden Agens, ließe sich Anregung zu den obengenannten Beweisen suchen und finden; wie zahlreich sind nun nicht dagegen unter dem Einfluß von Wärme und Feuchtigkeit zugleich die Belege dafür geboten. Welche Gegenstände werden da vermittelt! Wollen wir einmal in einem andern Sinne gleich einige Beispiele auffuchen:

Die kümmerliche, wenige Linien große Bartsflechte Sibiriens und Kamtschatka's, eine *Usnea*, erreicht bereits in der sächsischen Schweiz, hingestellt zum Spielzeug des Sturmes, eine Länge von fast 3 Fuß und bleibt, trotz ihrer speciellen Verschiedenheit, doch immer nur eine Modification ihrer generellen Type.

So ist die Alge, welche die Herse bildet, ungefähr $1\frac{1}{2}000000$ Linien; die, welche den Schnee der Alpen so schön roth färbt, gleich der in Sibirien von A. v. Middendorf beobachteten etwa $1\frac{5}{6}0000$ Linie groß, während die Beereutange und verwandte Arten des stillen Oceans eine Länge von gegen oder über 1000 Fuß, also das höchste Maaß vegetativer Entwicklung, erreichen.

Der Bovist, *Lycoperdon Bovista*, kommt in Ostland, als größter Repräsentant dieser Gruppe, höchstens mit einem Körper von vier Zoll Durchmesser vor, während der Riesenbovist, *Lycoperdon giganteum* Mitteldeutschlands, oft mit einem Durchmesser von 2 Fuß auftritt, eine Größenentwicklung, die er schon in einer Nacht erreichen kann, denn dieser ist es, von dem Schleiden mittheilt, daß derselbe nach einer annäherungsweise Berechnung in jeder Minute 20,000 neue Zellen bilde. Als weitere Thatsache in dieser Richtung steht endlich das *Lycoperdon horrendum* Cz. da, welches nach Czernajeff in den Waldlichtungen Südrußlands, von der glühenden Sonne gedehnt oft als eine drei Fuß Durchmesser haltende Riesenpilz- kugel vorkommt. Könnte man die in einem solchem einzelnen Individuo enthaltenden Keimzellen, jene fortpflanzungsfähigen einfachen Samensporen gleichmäßig über das feste Land der Erde theilen, und fände jede solcher Lebensmöglichkeiten überall ihre normale Entwicklung, so wäre für die Abkömmlinge eines Einzigen solchen Pilzes, auf unserer ganzen Erde nicht Raum genug, denn

die Phantasie erlahmt bei dem Versuche, die Sporenzahl eines einzigen solchen Mutterpilzes selbst nur annäherungsweise auszu-
denken!

An unsern faulenden Hölzern entwickeln sich zahlreiche Blätterpilze von bald holziger, bald lederartiger Natur, ihre Größe beträgt, sehr wechselnd bald ein, bald mehrere Zolle. Dagegen wuchert in einem Tunnel bei Doncaster in der englischen Grafschaft York seit Jahren ein solcher Pilz in der obern Holzverkleidung, welcher, noch heute immer im Weiterwachsen begriffen, bereits einen Durchmesser von 15 Fuß hat, und welcher unlängst feierlich zum wand- und wurzelsesten Eigenthum der Londoner Linnéischen Gesellschaft gemacht wurde.

Wenn ein Naturforscher in Schweden auf 1 □ Ruthe eines dort gewählten Terrains allein 2000 Arten von Pilzen als vorkommend berechnet, welche fabelhafte Fülle möge nicht dagegen in den Tropenwäldern vorkommen, durch deren dichtverwebtes und verschlungenes Blätterdach kaum ein Sonnenstrahl den Boden erreichen kann und die eingeschlossene feuchte Wärme ihre höchste Potenz erreicht. Da wachsen Hutpilze aus der Gattung *Agaricus* L., deren schirmartiger Hut mehrere Fuß breit ist; da entwickeln sich riesige schlüpf-
pfrige Helvellen und Morcheln, welchen gegenüber unsere Formen hier, wie microscopische Präparate dagegen erscheinen und es nur zu beklagen ist, daß diese interessanten Formen der üppigen Tropenwelt uns bloß in Reisebeschreibungen anschaulich werden, da ihre fleischige Constitution aller Conservirungsversuche spottet. Dort werden die Farne zu Bäumen mit starkem Stamm und riesigen Blättern; in einer solchen Vegetation der Vorwelt schossen die Schachtelhalme zu Säulen auf, und ihre fossilen Reste zeugen noch heute von der Fruchtbarkeit einer untergegangenen cryptogamischen Riesenwelt.

Und diese Verhältnisse wiederholen sich auffallend treu in der animalischen Natur wieder. Eßstlands kleines Pferd steht in gleichem verbindenden Gegensatz zum Kameel der Wüste da, wie die *Lacerta agilis*, unsere Eidechse, zum Krokodill der Nilufer und den Alligatoren des Drinoco; oder unsere Natter, die *Coluber Natrix* des Glintes, der Riesenschlange Brasiliens.

Die vergleichenden Bilder aus der Thierwelt, welche ich eben angeführt, mögen auf den ersten Blick freilich etwas weit herbeigezogen scheinen, weil zwischen den Gebilden, womit sich unsere Aufgabe vorzugsweise beschäftigen will, und diesen höhern Reihen der Thierwelt der verbindende Faden längst zerrissen zu sein scheint, obgleich die Typen unverwischbar geblieben, und wir müssen daher zunächst wohl wieder in die untersten Schichten herniedersteigen, um den faßlichern verwandtschaftlichen Beziehungen näher zu bleiben, welche im Organismus der Natur schwer wegzuläugnen sind.

Wenn die Entwicklung der Zellenpflanzen und mit ihnen in Zeit und Raum das ganze weitere Gewächsreich zunächst in drei, und zwar in drei durch Umstände und äußere Bedingungen sehr verschiedene Weisen vor sich gegangen sein mag und noch vor sich zu gehen scheint: als *Algenwelt* im ursprünglich vorherrschenden Elemente des Wassers; als *vermittelnde Flechtenwelt* unter dem Einwirken der Luft auf einem exponirtern Standpunkte, und endlich als *Pilze* auf Nesten abgelagerter organischer Bildungen auf dem festen Lande: so finden wir in großen weiten Umrissen abermals einen analogen Entwicklungsgang im Thierreiche wieder. Mit den Algen, den muthmaßlich frühesten organischen Bildungen, auf deren einfache Zellenconstruction die Fülle der mannichfaltigsten chemischen Agentien nicht ohne Einfluß bleiben konnte, treten wohl bald zunächst oder gleichzeitig die einfachen thierischen Lebensäußerungen der Meerbewohnenden Infusorien auf, eine endlose schwankende Reihe bildend, bis weiter hinauf zu den Gestaltungen, wie die Schrift sagt „von allerlei Thier, das da lebt und webt und vom Wasser erregt wird.“ Und wie in der Zeit das feste Land von den Wassern sich ausschied, und die pflanzlichen Urkeimer des Meeres unter den veränderten chemischen und temporären Einflüssen veränderter und freier zu einer periodisch-begrenzten Richtung, sich zu einem Haupttypus auf der Feste zwischen den Wassern entfalteten und gestalteten, so ging auch freier das parallel sich entwickelnde thierische Leben über dem Wasser und unter dem Himmel auf, von den Infusorien des Festlandes und der Luft, in das Heer der Insecten bis zu allerlei „gefiedertem Gevögel“ und den mannichfachen Zwischengliedern hinein.

Und in fortschreitender Entwicklung des vegetativen Lebens brachte, wie solche Entwicklung auch die unendlich geistreich aufgefaßte Schöpfungsgeschichte Mosés hervorhebt, die Erde lebendige Thiere hervor, Vieh, Gewürm und Thiere, ein jegliches nach seiner Art, d. h. in der ihr gebotenen begünstigenden Richtung hinaus, immer begleitet von einer den Ansprüchen dieses Thierlebens entsprechenden Vegetation.

Nur andeuten will ich in diesem letztern Sinne, daß bei der üppigen Vegetation in der Jugendzeit unseres Planeten, deren fossile Reste wie eine weltschöpsferische Offenbarung unsere Zeit erhellten vorzugsweise als Festlandethiere nur Pflanzenfresser auftraten, als nothwendige Erfüllungen einer natürlich gegebenen Bedingung.

In den untern Reihen nun der organischen Wesen begegnen wir, wie ich bereits früher bemerkte, als einer — ich möchte dem Vorangegangenen gegenüber fast sagen, als einer vorauszulegenden Thatsache, jener merkwürdig analogen Formrichtung der Gestaltungen zwischen Pflanzen, Thierpflanzen und entschiedenen Thieren; es lassen sich, abgesehen höchst interessanter sich wiederholender oder ergänzender Einzelheiten fast parallele Reihen der Formentwicklung, in gewissen Fällen oft mit mathematischer Sicherheit aufstellen (sfr. Corda. Prachtflora europ. Schimmelbilder). Wollen wir beispielsweise einen Blick auf viele Corallen- und Corallenpolypenbildungen werfen, gleichviel ob solcher der Vorzeit oder der Gegenwart. Wir begegnen da unter den Gestaltungen derselben höchst merkwürdigen Aehnlichkeiten vegetativer Formrichtungen, sie stehen wie steinerne Vorbilder oder Nachbildungen zellenpflanzlicher Haupttypen da, welche auch in diesen Reihen weiter verästelt werden, und oft lange noch aus höhern Pflanzenreihen und bei vollkommeneren Thiergeschlechtern sich durchfühlen lassen. Diese Aehnlichkeiten unter so lebensverschiedenen Organismen sind nun wohl fast nie, weder dem kindlich vergleichenden Auge des Volkes, noch der Aufmerksamkeit beobachtender Naturfreunde entgangen, und in alten Zeiten schon setzte man nähere Beziehungen zwischen solchen gedachten Organismen voraus, so daß man z. B. die Corallen für durch Umstände verwandelte Pflanzen hielt. Die alten französischen Naturforscher stellten lange unbestritten den Lehrsatz auf: *Corail étoit mou dans*

la mer; und um Marseille herum nennen die Landleute heute noch die Schwammforallen oder Fongipores allgemein les champignons de mer.

So ist es wohl auch bei dieser Gelegenheit nicht am unrechten Platze, an die Verse des Ovid zu erinnern in den Metamorphosen:

Sic et corallium quo primum contigit auras,

Tempore durescit: mollis fuit herba sub undis. —

Aber nicht nur im allgemeinen Gestaltenbilde begegnen wir diesen erwähnten Uebereinstimmungen, auch in manchen übereinstimmenden Einzelheiten werden wir wieder darauf hingewiesen. So fand ich an einigen kleinen Hutpilzen, aus den Untergattungen der Collybien und Mycenen, namentlich in den schönen Sammlungen eines jungen thätigen Naturforschers, des Herrn Borzchow in St. Petersburg, eine merkwürdige haftscheibenartige Basis des Stieles oder Pilzträgers vor, wie wir dieselbe an unsern gewöhnlichen Aßflechten, den Ramalinen, Hagenien und Uveaceen oft beobachten können. Um so interessanter nun erscheint es, bei den Algen dieselben ebenfalls, und endlich nicht minder bei vielen Corallen wieder zu finden. In unserer Ostsee kommt nicht selten, sehr schön entwickelt, diese Haftscheibe an unserm gemeinsten Seetang, dem *Fucus vesiculosus* L. vor, aber noch schöner gebildet sehen wir solche in Ruprechts und Postel's Algenwerke des stillen und namentlich nördlichen Meeres (1840) und Ruprechts Algen des obojskischen Meeres, welches erstere Prachtwerk auch Eigenthum unserer litterarischen Gesellschaft ist. Beispiele letzterer Art finden wir unter den Corallinen und den eigentlichen Corallen.

Ist es nun auch leicht die Bildung solcher Haftscheiben physiologisch zu erklären, und sie, abgesehen aller verwandtschaftlichen Verbindlichkeiten, zunächst als strahlige, nach dem Centrum hin sich verdickende und durch Aufgehen in die erekte stielige Richtung sich abrundende Zellenausdehnung zu betrachten, welche dem pflanzlichen oder thierischen Individuo zur Gewinnung einer festen Basis, zum Anklammern nöthig sind, und sich daher auch nur da eigentlich entwickeln, wo das Bedürfnis dazu vorhanden war, so frappirt doch unbedingt die Uebereinstimmung in der Erfüllung eines Bedürfnisses, in welchem sich diese pflanzlichen wie thierischen Organismen

unter den verschiedensten Breitengraden und den abweichendsten Umständen und Standorten begegnen. Und gehen wir noch weiter, d. h. wagen wir es, so ließen sich sogar diese Haftscheiben noch mit den Endgliedern der Füße mancher Amphibien und Dipteren — ich erinnere hier an den Frosch und an die Fliege — vergleichen, wenn wir dabei die unendlich freiere Fortentwicklung in die höhere Richtung dabei im Auge behalten würden.

Aus einem in seiner Art ausgezeichneten Werke über die Corallen von Roques de Maumont (1782), welches mir in der öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg zugänglich und bei dem ausgezeichneten Material des zoologischen Kabinetts der dortigen Akademie der Wissenschaften leichter verständlich wurde, als sonst hätte der Fall sein können, sammelte ich eine Menge von Einzelheiten über solche auffallend übereinstimmende Formrichtungen, von denen ich eben gesprochen, und es dürfte nicht außer unserer Betrachtung liegen, in allgemeinen Umriß das System gedachten Autors für unsere Zwecke kurz zu beleuchten. Roques de Maumont theilt alle Corallen in 3 Hauptordnungen:

- 1) in die weichen und beweglichen Polypen,
- 2) in die falschen oder Königs-*corallen* und
- 3) in die festen oder Steincorallen, und alle 3 dieser Ordnungen enthalten sämmtlich mehr oder weniger sehr pflanzenähnliche Gebilde.

Von den Hauptgattungen, in welche der Verfasser seine Ordnungenerspaltet, sind namentlich die zu den weichen und beweglichen Polypen gehörenden Blasencorallen ganz den Seetang der Gattung *Fucus*, selbst manchen unserer Meeresentwicklung morphologisch sehr nahe stehende Gebilde. Die darauf folgende Gruppe der Seekücher, einfache aufeinander gestellte Bildungen, erinnern an mehrere der tropischen Euphorbien, Cacteen und mancher *Cacalien*, und solches finden wir ferner auch bei den Zellen-*corallen* und den Gelenk-*corallen* mehr oder weniger wieder.

In einer zweiten Reihe der weichen und beweglichen Polypen finden wir ferner die Seerinden, welche abermals die Formrichtung der *Fucoiden* unserer und benachbarter Meere reprä-

sentiren. Noch auffallender aber tritt bei den Meerschwämmen und den Seeforken die gemeinschaftliche Type heraus, von denen letztere gewissermaassen die Löcherpilze oder Polyporen der Meere sind, und ihrer merkwürdig analogen Fügung nach, gleich diesen mancher, auch als gute Wundmittel in Anwendung stehen.

Die zweite Ordnung des gedachten Systems: die falschen oder Königs corallen, enthalten bereits zusammengesetztere Formen, wo allerdings die Phantasie etwas mithelfen müßte, um unmittelbare Aehnlichkeiten herauszulesen; wir gehen daher zu der dritten Ordnung, den festen oder Steincorallen über, welche Roques de Maumont in 9 höchst interessante Gruppen theilt, die in morphologischer Hinsicht zu wichtig sind, als daß ich sie stillschweigend übergehen könnte.

Die beiden ersten Gruppen, die eigentlichen Corallen und die Madreporen oder Stern corallen, stellen ganz einen größern oder kleinern entblätterten Baum dar, und nehmen nicht selten riesige Höhenentwicklungen an. In der 3ten Gruppe, den Astroiten oder Sternsteinen, treten eigenthümliche, die concentrische Richtung unserer Bauchpilze wiederholende Formen auf, von denen in Amerika oft einen Fuß im Diameter haltende Exemplare gefunden werden.

Je weiter wir nun in den Gruppen der Steincorallen vorschreiten, desto interessanter werden die Beziehungen zu den pflanzlichen Vorläufern, desto überraschender die Aehnlichkeiten.

In der 4ten Gruppe, den Röhrencorallen oder Tubiporen finden wir treue Abbilder unserer ästigen Keulenpilze, der Clavariae merismatae unserer Wälder, oder wieder mancher unserer Säulenflechten und vieler Hornalgen, und neigen sich die Gebilde der 5ten und 6ten Gruppe, die Milleporen oder Punktcorallen, und die Reteporen oder Spitzencorallen ebenfalls wieder in diese ästigen Pilz-, Flechten- und Algenformen hinein, welche in den Anfangsgliedern mit merkwürdigen Löcherpilzartigen Formen beginnen.

Die Bandcorallen der 7ten Gruppe, und die Meantriden oder Gehirncorallen, Irregärten, der 8ten Gruppe, sind unsern Wirschwämmen, den Daedaleen, Irpez- und Meruliusarten ganz analoge

Entwicklungen, welche höchst merkwürdig in der 9ten Gruppe, den Fongiporen oder Seeschwämmen des ostindischen und rothen Meeres, mit den Endformen des Pilzsystems abschließen und minustüß genau den Typus unserer Hutblätterpilze, der Agaricinen verfolgen und aussprechen. Und indem ich diese merkwürdigen Thatsachen als die unumstößlichsten Beweise meiner früher ausgesprochenen Ansichten betrachten darf, ist es mir sogar möglich, solche meine Ansicht über die urverwandtlichen Beziehungen aller organischen Wesen unter einander, auch noch durch andere, als bloß morphologische Uebereinstimmungen zu begründen.

Wie vielleicht bekannt, oder wie wir später kennen lernen würden, treten viele Algen, z. B. die Nostocarten („Sternschnuppen“ des deutschen Bauers) gelatinös, d. h. in zitternd-gallertartiger Natur auf, und finden wir etwas ganz Analoges bei unsern, franke Hölzer bewohnenden Tremellen oder Zitterpilzen wieder. Ja selbst unter den Flechten finden wir Formen, welche sich substantziell den vorgenannten Reihen anschließen, z. B. die Arten der Gattung Collema oder Gallertflechten. — Nun, abgesehen der höhern thierischen Ausbildung, die eine weit freiere Aufgabe zu vollenden, ganz andere Entwicklungsmöglichkeiten für sich hatte, begegnet uns unter den Röhrenquallen oder Ephyronophoren, Schwimmpolypen, morphologisch zwar gar nicht, wohl aber substantziell jene, genannten Pflanzenreihen besonders eigenthümliche tremellöse Natur wieder, und zeigt sich auch bei ihnen unbedingt eine Zusammensetzung aus einfachen Zellen. Albert Kölliker, dessen Werk über die Ephyronophoren von Messina, mir in St. Petersburg vorlag, hält sie zwar für wirkliche Geschlechtsthiere, deren Erzeugung bald durch Samen, bald gleichzeitig durch Eier vermittelt werde, giebt jedoch auch ein Vorkommen quallenähnlicher Sprossen, Vorläufer eines Theilungsprocesses bei ihnen zu, wie es bekanntlich vielen Algen eigenthümlich ist; und es ließe sich die Abschnürung und Vermehrung der Algen durch Selbsttheilung wohl ebenso damit vergleichen, wie andererseits die Abschnürung und Selbsttheilung der Sporenschläuche bei den niedern Pilzen, wodurch die Frucht- oder Samenbildung derselben erfüllt wird.

Ich habe diesen Gegenstand mit einiger Hartnäckigkeit verfolgt,

welcher Sie, m. H., indessen nicht befremden möge. Diese Wechselbeziehungen zwischen Thier und Pflanze haben unbedingt eine viel höhere Tragweite, als derselben in den meisten Lehrbüchern der allgemeinen Naturgeschichte zugestanden wird. Sie Alle werden mir zugeben, daß wir doch wahrhaftig nicht der sonst so reichen Natur eine solche Armuth an schöpferischer Phantasie vorwerfen dürften, daß sie ohne gesetzlichen Zusammenhang und ohne verwandtschaftliche Beziehungen in ihren Formbildungen sich wiederholen müsse und dieses in Bildungsreihen namentlich, von welchen die Entwicklungen sämtlicher organischer Gestaltungen der ganzen Erde ausgehen und in alle Richtungen hin ausstrahlen, — ebenso wie sie reich und vorsichtig genug war, um jedem Organismus, er stehe auf einer Stufe, auf welcher es sei, die Bedingungen seiner individuellen Fortpflanzung in sich und aus sich selbst zu sichern und keine sogenannte generatio aequivoca oder spontanea möglich oder nothwendig zu lassen. Die Streitfrage, welche seit langer Zeit sich über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer solchen Leptern fortspinn, obgleich bei fortgesetzten microscopischen Forschungen immer mehr an Bedeutung verloren, würde bald oder längst lösungsfähig geworden sein, wenn man die einfache Zelle, die uns in den Pollenkörnern der Phanerogamen in den Blutkörperchen der Mammalen, ja selbst in den Samenthierchen oder Spermatozoen des männlichen befruchtenden Samens wieder begegnet, und die in jedem Zustande ihrer Entwicklung regenerationsfähig bleibt, als schöpferisches Urprincip ansehen wollte. In den einfachen Anfängen und Erstlingsäußerungen ihrer Lebensthätigkeit nach einer durch äußere Einflüsse bedingten Richtung ist noch Unentschiedenheit, Schwanken und Characterlosigkeit natürlich. Daher Vermehrung mancher niederer Thiere durch Selbstheilung, wie bei den niedern pflanzlichen Cryptogamen, oder durch Selbstbefruchtung, wie in den höhern Reihen derselben, endlich durch einen geschlechtlichen Dual wie bei den Phanerogamen beider sogenannter Reiche. In dem Einflusse der Wärme und Feuchtigkeit auf chemische Agentien glaubt man bekanntlich am meisten die Möglichkeit einer spontanen generatio begründen zu können, also in Verhältnissen, welche gleichfalls einfache Bedingungen des durch Zellenprossung, durch Keimung

herborgerufenen Zellenlebens sind und bleiben werden. Da es also nun gewisser Bedingungen bedarf, um die Individualität irgend eines formlichen Ausdrucks, einer Art durch Samenzellen (Sporen) hervorzubringen, und solche Bedingungen zeitweilig beschränkt oder aufgehoben sein können, so erreicht die Natur durch Einrichtung der Selbstheilung (der eigentlichen Selbstzeugung); durch die Lebensdauer und Lebensfähigkeit solcher Theile, wohin z. B. bei den Pilzen das Mycelium, bei den Flechten die Gonidien und Soredien zu rechnen), — endlich durch die bewiesene lange Keimfähigkeit der Spore (der Samenzelle) ihren Zweck vollkommen und sicher. Sieht man nun endlich noch die überreiche Sporen- oder Samenzellenbildung der niedern Cryptogamen beider Reiche, wo oft Pflanze und Frucht, Thier und Same Eins ist, und in welcher Thatsache die ganze Aufgabe ihres Lebens zu bestehen scheint, oder vielmehr, worauf sich die gesammten Resultate ihres Triebes beschränken, so bleibt, ohne die weitem zahlreichen Beweisgründe erschöpfen zu wollen, bloß noch darauf hinzudeuten übrig, daß das Naturgesetz überhaupt, wo es sich um wahre Lebensfragen dreht, sich wohl nie in zufälligen Launen bewegt, sondern erst das gesteckte Ziel mit festen sichern Mitteln zu erreichen weiß, da nur unorganische unbelebte Naturkörper den allgemeinen physikalisch-chemischen Gesetzen der Körperwelt unterworfen sind; — bei den belebten organischen dagegen die Quelle der Lebensthätigkeit in ihnen selbst liegt.

Ich habe im Vorhergegangenen nichts anderes versucht, als Ihnen die Wichtigkeit des pflanzen-cryptogamischen Studiums darzulegen, und bald hier, bald dort anknüpfend, das vielseitige Interesse anzudeuten, welches im Verlaufe desselben an diese eigen thümlichen Aeußerungen des vegetativen Lebens sich anschließt.

Wir fanden, daß an Mannichfaltigkeit, an Massenreichtum, ja selbst an Formenschönheit nicht weichend, diese unserm unbewaffneten Auge oft so schwer zu deutende Welt würdig den freudlichen Blüthengestalten vormstehe, die das Auge des Menschen ergözen; die er sich pflückt in Freude und Leid, — jener langen Reihe köstlicher Naturgeschenke voran, die ihn kleiden, nähren und überhaupt seine Existenz bedingen.

Aber nicht immer ist es blos die Eigenthümlichkeit ihrer in der That merkwürdigen Bildungen, die uns das Studium derselben angenehm; nicht blos ihre Entwicklungsgeschichte auf dem Planeten, ihre physiologische und anatomische Beziehung zu höhern Gewächsen und analogen Thierreihen, so wie ihre theilweise Anwendung im praktischen Leben, welche uns ein solches wichtig machen, — wir haben noch eine weit ernstere Ursache, uns mit ihren Lebensverhältnissen bekannter zu machen. Es treten unter ihnen, namentlich in ihren kleinsten Formen, und hier beginnt eine der Schattenseiten, die uns diese seltsamen Organismen darbieten, sehr bedenkliche Feinde des Menschengeschlechts auf, welche im geräuschlosen Eifer das Brod der Armen verschlingen, in neuerer Zeit selbst am Becher der Freude naschen, welchen Bacchus seinen Lieblingen kredenzt. Mehrere Formen der Kartoffelkrankheit; der Brand an unsern Cerealien, der Schimmel an unserm Brod und Früchten; die erst in neuester Zeit sich verheerend entwickelnde Trauben- und Olivenkrankheit, — endlich der miasmatisch = contagiösen Krankheitsformen unter den Menschen, welche nachweisbar von theilweis pflanzlichen Organismen ausgehen oder merkwürdig immer begleitet werden, jetzt nur entfernter gedenkend, und wo die Beobachtungen beim und über das letzte Auftreten der Cholera in München höchst interessante Belege bieten; alle solche genannten Erscheinungen sind Folgen der geheimnißvollen Thätigkeit, die von solchen cryptogamischen Organismen ausgeht, und welches unermessbare Unglück würde es dem Menschengeschlechte werden, wenn diese kleinen, unscheinbaren, verachteten, mikroskopischen Wesen Bedingungen finden würden, auch fernerhin die nothwendigsten und kostbarsten Mittel unserer Existenz anzugreifen und zu vernichten, so daß nur durch ein tiefes ernstes Studium ihrer Lebensbedingungen unsere Zeit und die kommende Generation im Stande sein wird, weitem ähnlichen bedenklichen Uebergriffen mit den Waffen der Erkenntniß siegreich zu begegnen.

Reval, den 17. Februar 1860.

A. Dietrich.

Die Schillerfeier in Reval.

Auch in Reval wurde, wie in den übrigen Städten der Ostseeprovinzen der denkwürdige ^{29. October}_{10. Novbr.} 1859 festlich begangen. Die estländische literarische Gesellschaft hatte, wie billig, den Plan zu einer würdigen Säcular-Feier der Geburt Schillers in Angriff genommen und ein Festcommittee erwählt, welches bei Zeiten die erforderlichen Anordnungen dazu traf und ein sinniges Programm zu derselben zusammenstellte. Doch sollte die Theilnahme an der Feier nicht auf die Glieder der literarischen Gesellschaft beschränkt, sondern dem Gesamtpublicum der Stadt offen gehalten werden. Es war in Ermangelung eines geeigneteren Locals (da in dem schönen Saal der Börsenhalle grade zeitweilig die Schauspielergesellschaft des Hrn. Nielis ihren Sitz aufgeschlagen hatte) der untere Saal des Schwarzenhäupterhauses für die Feier erbeten und von dem Corps bereitwilligt eingeräumt worden. Dies Local war mit Blumenquirlen aufs geschmackvollste geziert; am obern Ende des Saales befand sich eine Erhöhung für das theilnehmende Sängerpersonal, davor eine Tribüne für die Festredner und dem Haupteingange zum Saal gegenüber auf einer den Blicken aller Anwesenden genügend offenstehenden Erhöhung Schillers lorbeerbekränzte Büste auf purpurnem, mit Blumen umrahmten Fond. Das Publicum zeigte rege Theilnahme für die Feier, und schon mehrere Tage vor dem 29. October waren alle Einlaßkarten, die der beschränkte Raum des Festlocals nur irgend auszutheilen gestattete, vergriffen. So hatte sich auch am 29. October schon mehrere Stunden vor 6 Uhr Abends (der zum Beginn der Feier festgesetzten Stunde), der Saal bis in seine entlegensten Winkel mit einer dichtgedrängten Zuhörermenge aus allen Ständen gefüllt. Eröffnet wurde die Feier durch den Festgesang „An die Künstler“ (Text: die letzten Strophen von Schillers gleichnamiger Ode, comp. von Mendelssohn-Bartholdy), ausgeführt von dem hiesigen Verein für Männergesang mit Begleitung von Blasinstrumenten unter der Leitung des Herrn Musikdirectors Krüger. Es folgte 2) ein Festgedicht, verfaßt und vor-

getragen von dem Herrn Gymnasialoberlehrer C. Hoheisel, das wir unten wörtlich folgen lassen. 3) declamirte derselbe unter Orchesterbegleitung Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“ (comp. von Bernh. Weber). Sodann folgte 4) die Declamation des ersten Actes der „Jungfrau von Orleans“, vom Herrn Oberlehrer der Domschule Ed. Papst. Den eigentlichen Schwerpunkt der Feier bildete 5) die Festrede, gehalten vom Herrn Director der Domschule Dr. J. Kirchner, die wir gleichfalls, wenigstens im längeren Auszuge, mittheilen. Den Schluß endlich bildete „das Lied von der Glöcke“, (comp. von Romberg), ausgeführt von dem hiesigen Verein für gemischten Gesang unter Leitung des Herrn Musikdirectors Jäckel. — Nachdem die allgemeine Feier etwa um 9½ Uhr beendet war und die Damen den Saal verlassen hatten, sammelte sich der zurückgebliebene größte Theil der Herren zu einem Festmahl, bei dem es an sinnigen Toasten und heitern Liedern nicht fehlte. Unter andern wurde Schillers „Lied an die Freude“, „Punschlied“, sogar „Ein freies Leben führen wir“, desgleichen ein eigens zu diesem Tage gedichtetes Tafellied von Herrn Grynreich (folgt ebenfalls unten) gesungen. — Endlich erwähnen wir noch, daß dem Festcommittee aus Moskau von einem Revalenser, Herrn Salemann, ein Festgedicht zugeging, worin besonders der Verehrung gedacht wird, welche Schiller in Rußland selbst von den Russen gezollt werde, und dessen Schlußworte lauteten:

„Und die auch nicht vom deutschen Volke stammen
Begehn als Weltfest dieses Wiegenfest.
Das Sonnenlicht, erleuchtend jede Wolke,
Gehört der Welt und nicht nur einem Volke.“

Festrede von Dr. J. Kirchner.

(Im Auszuge.)

Mit der Freude Feierklänge
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt.
Ihm ruhen noch im Zeitenschöße
Die schwarzen und die heitern Tage;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen ersten Morgen.

Diese bekannten Worte des Dichters, hochzuehrende Versammlung, dessen Gedächtniß wir heute feiern, gelten auch von ihm selber, als er heute vor hundert Jahren zu Marbach im Württembergischen geboren wurde. Freude erfüllte die Brust der Eltern, einfacher, maderer Leute, über die ihnen verliehene Gottesgabe; innige Wünsche stiegen aus der Tiefe ihres Herzens empor für das Wohl des Sohnes, so wahr, als sie nur bei ähnlicher Gelegenheit empfunden und ausgesprochen sein mögen. Neben manchen Zügen sinniger Mutterliebe, welche die ersten Knabenjahre pflegte, ist uns auch folgender des Vaters aufbewahrt worden. Er empfing, wie er selbst schreibt, das große Geschenk des Himmels mit dem Gebete, daß Gott ihm an Geistesstärke zulegen möge, was er selbst aus Mangel an Unterricht nicht habe erreichen können. Was er heiß ersehnte, sollte reich in Erfüllung gehen, indem der Abend seines Lebens von dem Ruhme des Sohnes mild bestrahlt wurde.

Ahnte er auch, welche Tragweite der Name Schiller noch gewinnen sollte; wie tief er bestimmt war, in das Herz und den Geist des deutschen Volkes eingeprägt zu werden?

Solches zu überschauen und zu würdigen sind wir heute berufen, an dem Tage, an welchem jener Name ein Jahrhundert der Geschichte angehört. Es würde mir nicht schwer werden, viel Ruhmreiches davon zu sagen; es würde mir um so leichter werden, da ich es mit dem Bewußtsein thun könnte, von der Zustimmung der geehrten Versammlung getragen zu werden, in der wohl Niemand ist, der nicht irgend wie in seinem Leben Schiller etwas dankt, oder der nicht durch eine der zahlreichen Schriften über unsern Dichtershelden belehrt worden wäre, welch' hohe Stellung er in der Bildung seines Volkes einnimmt. Aber gerade die Voraussetzung der Vertrautheit mit seiner Bedeutung ist das größte Ehrendenkmal, das ich dem Manne des Tages erbauen kann. Mich daher gern bescheidend, von seinem Ruhme im Allgemeinen zu reden, werfe ich, Angesichts desselben, die gewiß nicht fern liegende Frage auf, welche Auffassung Schiller selber von seinem Dichterberufe gehabt habe, indem ich hoffe, daß in der eigenthümlichen Färbung derselben ein Blatt grünen werde zu dem Lorbeerkranze, welche die Stirn des großen Mannes schmückt.

Zweierlei Quellen fließen, um jene Frage zu beantworten, reichlich. Einmal sind es Schillers philosophische Schriften, dann aber eine Reihe seiner Gedichte, in denen wahrhaft anschaulich das Ausgedrückt ist, was dort ein nicht Jedermann verständliches Gepräge trägt. An sie werde ich mich heute vorzugsweise halten. Wenn ich aber dabei ein und des andern Lieblings gedenken werde, den ich als solchen beglaubigt annehmen darf, so hoffe ich den Dichter dadurch eben so zu ehren, wie man den Vater ehrt, wenn man seiner Kinder freundlich erwähnt.

Es ist ein Lieblingsgedanke Schillers, wie er sein Leben der Kunst weihte, daß die Bildung des menschlichen Geschlechtes vorzugsweise an der Hand dieser Kunst herangereift sei. So fragt er in den Künstlern, welche im Jahre 1789, an des Jahrhunderts Reige, geschrieben, die Reime beinahe aller Grundansichten enthalten, die er später in seinen ästhetischen Abhandlungen darlegte: Wem dankt der Mensch die bis dahin errungenen Siege? der Kunst, welche, inwiefern sie die Darstellung des Schönen ist, das wiederum durch die Sinne vermittelt wird, nur ihm allein eignet.

Im Fleiß kann Dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm Dein Lehrer sein;
Dein Wissen theilest Du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast Du allein.

Schönheit, wie Wahrheit, beruhen auf Harmonie; durch die Vorhallen der Schönheit dringt man daher in das Heiligthum der Wahrheit.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Dringst du in der Erkenntniß Land,
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Liebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Mufen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich vereint zum Weltgeist schwang.

Mit allen Schwächen seiner Natur behaftet, ist der Mensch unfähig, die Wahrheit in ihrer reinen Göttlichkeit zu schauen. So muß sie in der Hülle der Schönheit zu ihm herabsteigen, damit er ihr nahe.

Der Anmuth Gürtel umgewunden,
 Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn;
 Was wir als Schönheit hier empfunden,
 Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.

Das Schöne wird demnach von Schiller als das Symbol des Absoluten gefaßt; dieses ist das Urbild, jenes das Sinnbild. Geoffenbart wird es, sei es nun, daß man es als Wahrheit oder Sittlichkeit bezeichne, durch die Künstler, deren hoher Beruf es daher ist, die Menschheit durch das Schöne zur Wahrheit heranzubilden. Darum ruft ihnen der Dichter zu: „der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben.“

Hieran schließt der Festredner eine eingehende Darlegung des Gedankengehaltes der oben genannten Dichtung, zeigt, wie nach derselben die Menschheit durch verschiedene Stufen sich an der Hand der Kunst intellectuell und sittlich entwickelt habe, wie in Wechselwirkung

der fortgeschrittne Mensch trägt auf erhabnen Schwingen
 dankbar die Kunst mit sich empor —,

wie sie in Griechenland ihre höchste Blüthe erreicht und doct verfallend sich nach Italien hinübergerettet habe, um die Nacht verkommender Völker zu erleuchten; wie sie endlich, nachdem sie mit stillen Siegen alle Zeiten durchzogen und alle Beziehungen des Lebens veredelt, auch die strenge Wissenschaft geweiht und zum Eigenthum des Volkes gemacht habe.

„Was Schiller so von der Kunst im Allgemeinen hält, das gilt ihm besonders von ihrer Blüthe, von der Poesie, welche sein innerstes Wesen ausmacht. Wenn er auch als Historiker und Philosoph nicht unbedeutend gewesen ist, so dient doch diese seine Thätigkeit wieder der dichterischen und liefert schließlich den Beweis, daß der wahre Dichter, vorzugsweise der dramatische, ein ganzer Mann sein müsse, dem keine Pforten einer über das Gewöhnliche hinaus gehenden Bildung verschlossen sein dürfen. Was ist nun Schiller die Poesie? Gewohnt, neben abstracten Definitionen die Tiefe seiner Gedanken in anschaulichen und entsprechenden Bildern auszudrücken, hat er uns auch das poetisch gesagt, und zwar in der bekannten Allegorie von dem Mädchen aus der Fremde. Von Manchen wird diese auf den Frühling gedeutet, nicht ohne Recht, aber auch nicht

mit vollem. Dagegen decken alle ihre Züge die Poesie vortrefflich, welche freilich hier nicht sowohl als bestimmte Dichtung, sondern als die letzte Quelle derselben, als die Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes zu denken ist, welche gern aus der rauhen Wirklichkeit zu dem schönen Scheine flüchtet und aus dem Gebiete des materiellen Lebens in das Reich der Ideale sich erhebt, um sich dort zu vergnügen und neue Frische für das einförmige und oft niederdrückende Erdenleben zu gewinnen."

Eine ausführliche Erklärung dieser Allegorie, wozu „die Macht des Gefanges“, „die Ideale“, „die vier Weltalter“, so wie in Bezug auf die Stelle „Sie brachte Blumen mit und Früchte“ das Götische Epigramm:

„Jegliche Blüten müssen vergehn, daß Früchte beglücken,
Blüten und Früchte zugleich gebet Ihr Muses allein.“

zu Hilfe genommen werden, läuft in die Schilderung aus, in welcher sich die Poesie in der Huldigung der Künste selber darstellt:

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing ich mich durch alle Räume fort,
Mein unermesslich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiert und entsegelt werden,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft.
Doch Schöneres find' ich nicht, so lang ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

„Und wie ihr Reich ein unermessliches ist, so hat auch ihr Einfluß die stärkste Tragweite. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit der Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Wiß, Vernunft und Einbildungskraft im harmonischen Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen wieder in uns herstellt. Aus noch so divergirenden Bahnen wird sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden und in ihrem verjüngenden Lichte der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen.“

„Mit solchen Anschauungen von der Dichtkunst eng verbunden stimmen bei Schiller die Ansichten überein, welche er von dem Dichter selber hat. Wie ihn schon die Alten den Dolmetscher der Götter, den Seher nannten, so denkt Schiller nicht minder hoch von ihm. In seinem, des Dichters, Gemüthe spiegelt sich die ewige Welt; was die Zukunft versiegelt, wird von ihm geschaut. Mit süßem Klange und göttlich erhabenen Lehren bewegt er das Herz; das Höchste, was Herz und Sinn nur bewegt, preiset er. Nicht menschliche Macht kann ihm gebieten,

Er steht in des größern Herrn Pflicht,
 Er gehorcht der gebietenden Stunde.
 Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
 Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
 Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
 So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
 Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
 Die im Herzen wunderbar schliefen.

Was vom Herzen kommt, das geht zu Herzen, und was der Dichter tief empfunden hat, das findet in verwandten Seelen Anklang und Nachklang:

Wer kann des Sängers Zauber lösen,
 Wer seinen Tönen widerstehn?
 Wie mit dem Stab des Götterboten
 Beherrscht er das bewegte Herz,
 Er taucht es in das Reich der Todten,
 Er hebt es staunend himmelwärts,
 Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
 Auf schwanken Saiten der Gefühle.

Er ist der Bringer der Lust und wahren geselligen Freude:

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
 Wohl glänzen die Augen der Gäste,
 Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
 Zu dem Guten bringt er das Beste.

Lustig und glänzend breitet er das zusammengefaltete Leben aus, und das irdische Haus wird ihm zu einem Tempel:

Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
 Er führt einen Himmel voll Götter herein.

Freilich sind die Sänger der Vornwelt dahin, welche die horchenden Völker mit dem lebenden Worte entzückten, und wenn auch die

Sänger noch leben, es fehlen Thaten, sie zu begeistern, es fehlt das empfangende Ohr. Begrüßte man damals begeistert, was der Genius schuf, und entflammten die Gefühle des Hörers an der Gluth des Gesanges, wurde der Dichter von seinen Zeitgenossen getragen: so ist das jetzt wesentlich anders geworden, und nicht selten ist er genöthigt, der Musen Noß zu Markte zu führen."

Den Conflict des Dichters mit der Wirklichkeit zeigte hierauf der Festredner in einer Erklärung des Schillerschen „Pegasus im Joch."

„In der That, des irdischen Lebens Freude und Genuß ist dem Dichter oft versagt. Alles hat sich wohl versorgt und eingerichtet, der Kaufmann, der Abt, der Fürst. Nur der Poet kam zu spät bei der Theilung der Erde. Aber weshalb? Sein Sinnen verlor sich an des Himmels Harmonie, und von dem göttlichen Geiste berauscht, verlor er das Irdische aus den Augen. Dafür ist ihm aber der schöne Ersatz geworden, daß, so oft er kommt, der Himmel ihm offen steht. Er ist unter allen Erdensohnen der Gottheit geliebtester. Er steht unter ihrem besondern Schutze, und wer seine Ehre kränkt und ihn an Leben und Gut gefährdet, der verfällt ihrer strafenden Gerechtigkeit. (Die Kraniche des Ibykus.) Solche Stellung erhebt ihn über manche Misere des Lebens. Sein Stolz und seine Freude ist es, das, was der Genius in ihm spricht und der Fleiß gestaltet, den Zeitgenossen zu verkünden, oder der Nachwelt auf den Schwingen der Unsterblichkeit zuzutragen. In erster Linie steht Schiller in dieser Beziehung die dramatische Poesie. Es ist von seinen besten Biographen die Bemerkung gemacht worden, daß er seiner individuellen Anlage nach zum Volkslehrer bestimmt gewesen sei. Er habe diese seine Bestimmung durch eine ungünstige Wendung seines Schicksals verfehlt, habe sie aber in anderer Weise erfüllt, nämlich von der Bühne aus. Darin liegt viel Wahres. In dem Gedichte „An die Freunde“, welches im Jahre 1802 für einen geselligen Cirkel Weimars geschrieben wurde, sprach er von besseren Zeiten, als die Gegenwart sei, von glücklicheren Zonen und größerm Leben anderwärts. Aber, fährt er fort:

Sehn wir doch das Große aller Zeiten,
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, still an uns vorüber gehn.

Und so gewinnt ihm die Schaubühne (natürlich in ihrer idealen Gestalt) die weiteste Bedeutung."

(Folgt eine Auseinandersetzung von Schiller's Ansichten darüber nach seiner Abhandlung: die Schaubühne als eine moralische Anstalt. Kritik derselben.)

„Hatte Schiller so ein ausgeprägtes Bewußtsein von der hohen Stellung des Dichters, so nicht minder von seinen Pflichten. (Ausführung dieser Kategorie.) Er selber hat es, wenn und wo er auch den Einfluß der Kunst überschätzte, ernst damit gemeint. Und eben, weil er durch sittliche Arbeit unablässig an sich nach Wahrheit gerungen, zu der ihm das Schöne die Vorstufe war, und sie in mancher seiner spätern Dichtungen zumal, wie sie sich mehr und mehr abklärten, dichterisch gestaltet und sie in leuchtenden Idealen dem Volke dargestellt hat, so ist er ein Volkslehrer durch das Schöne geworden, wie Keiner vor und neben ihm. — Daher die große Liebe, welche ihm, so weit die deutsche Zunge klingt und weiter noch, an dem heutigen Tage bezeugt wird, daher seine Popularität. „Und so lange noch der Adel der Gesinnung etwas gelten wird neben dem todten Mechanismus; so lange noch ein idealer Sinn die Kraft haben wird, die Schranken des Materialismus zu durchbrechen, so lange noch alles wahrhaft Große und Schöne, die höchsten Güter der Menschheit, das menschliche Herz begeistern werden, — so, lange wird der Name und der Geist Schillers fortleben.“

Folgt ein Ueberblick, wie Schiller nach und nach Eingang in Reval gefunden habe. Hauptsächlich Verbreitung seiner Schriften durch den Einfluß einer guten Bühne seit 1807, zehn Jahre lang. Die Schillerschen Dramen vorzugsweise gern gesehen. Alle Kreise sind für Schiller begeistert. Den Handwerkern ist er nicht unbekannt. In das Ebstnische wird das Lied an die Freude übersezt.

„Vergleichen wir damit die Stellung der Gegenwart zu unserm Dichter, so finden wir vielleicht eine größere Kühle ihm gegenüber. Unsere Zeit ist dem Materiellen durchschnittlich mehr zugewandt, als dem Idealen; wo aber für die schönen Wissenschaften der Sinn nicht erstorben ist, da ist er meist leichter wiegenden Erscheinungen lieber zugewandt, als den klassischen.“

„Um auf der andern Seite gerecht zu sein, so ist nicht zu über=

sehen, daß das, was die ältere Generation mit Bewußtsein in sich aufnahm, in der jüngern unbewußt — das schönste Lob des Dichters — weiter lebt. Manches gute Wort, mancher kräftige Spruch, eine Reihe bestimmt ausgeprägter Gedanken und Ideen, ist Vielen forterbendes Eigenthum geworden, und selbst ihre Sprache hat sich unvermerkt unter seinem Einflusse gebildet. Es ist aber nöthig, selbstständig immer wieder aus der Quelle zu schöpfen, damit der Lautertrank nicht verfliege. Haben wir daher heute, als an seinem Ehrentage, Manches von unserm Dichter gesprochen, so mag im Uebrigen er fleißig zu uns reden, damit sein Wort wahr bleibe:

Freunde, es giebt glücklichere Zonen,
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiste Wanderer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwärmt an ihrem Licht.

Festgedicht

zur Feier des Schillerfestes in Reval

von C. Hobeisel.

Du, deß Gedächtnißfest wir heut begehen,
O Dichterheros, deiner Lieder Klang
Hob deine Zeit schon zu der Menschheit Höhen
Und heut' noch schallet dir der Enkel Dank.
Es spürte deines Geistes kräftig Wehen
Wohl das Jahrhundert, das seitdem versank,
Und ewig wird, so lang von deutschen Zungen
Das Wort erklingt, dir, Schiller, Ruhm gesungen.

Vor unserm Blick erstehen die Gestalten,
Die uns dein reicher Genius beschwor: —
Im Sturm und Drang der Jugend stemmt der kalten
Und feigen Bosheit sich entgegen Moor.
Hiesko kann den blut'gen Thron nicht halten,
Berrina pflanzt der Freiheit Banner vor.
Und von der schnöden Arglist gift'gen Schlangen
Sehn wir Luis' und Ferdinand umfängen.

Beß Stimme schallt vor des Tyrannen Throne?
Dein Posa ist's, der Menschenrechte Held,

Der finstre Greis mit Carlos seinem Sohne
 Von deinem Zauber scheint ihr Bild erhellt.
 Dort sehn wir Wallenstein, wie er dem Sohne
 Des tückischen Geschicks ein Opfer fällt,
 Und Max und Thekla schauen selig nieder,
 Sie trennt „kein finst'rer Geist des Hauses“ wieder.

Entschwebend zu des Himmels lichten Auen
 Erblicken wir der Jungfrau leuchtend Bild,
 Maria Stuart, wie von ihren Frauen
 Zum Tod sie geht, das Herz mit Rührung füllt,
 Auch Beatrice kann das Auge schauen,
 Und wie der Brüder Haß im Tod sich stillt
 Und endlich Tell, der kühn im Freiheitsdrange
 Sein Volk erlöst von des Tyrannen Zwange. —

Und deine Lieder! — Was dem Menschen theuer,
 Was tief und heilig uns im Herzen ruht;
 Der Liebe Sehnen, der Begeist'rung Feuer,
 Des Dichterstrebens hocherhabne Gluth,
 Das Alles strömt von deiner Dichterleyer,
 Und ward des deutschen Volkes heilig Gut.
 Und nie entweicht, erniedrigt zum Gemeinen
 Nocht' deine reine Muse je erscheinen.

Du hebst uns aus des engen Lebens Schranken
 Noch heute oft zum Ideal empor.
 Und weisen uns am Staube die Gedanken,
 Dein Lied zieht mächtig sie daraus hervor.
 Und will der Glaub' an Menschenadel wanken,
 Erstarben wird er, leiht man dir das Ohr.
 Du weist vom Irdischen uns abzuziehen:
 Dein Lied ertönt — und alle Schatten fliehen.

Wem rein im Busen die Gefühle wogen,
 In deinem Lied trifft er ein Echo an;
 Drum fühlt der Jüngling sich zu dir gezogen,
 Drum eilt zu dir im Lebenssturm der Mann,
 Drum sieht an deinem Lied sich nie betrogen
 Ein Frauenherz, das wahr noch schlagen kann,
 Und selbst der Greis fühlt dankbar sich verjünget,
 Wenn ihm ins Herz dein Lied belebend dringet.

So hast du ein Jahrhundert lang gewaltet,
 Obgleich der Tod dich früh der Welt entzog.

Dein Lied ist nimmermehr auch heut verastet,
 Wenn auch ein arger Wahn die Welt betrog;
 Wenn auch der Menschen Herzen, oft erkaltet,
 Das Schöne stürzten von dem Götterthron,
 Und selbst der Reid es durfte frevelnd wagen,
 An deinem Ruhm, du Herrlicher, zu nagen.

Fürwahr! wenn heut dein Geist herniederstiege,
 Du wendetest wohl ab von uns den Blick,
 Du weintest, daß so tief darniederliege
 Die hehre Göttin, bebest schon zurück,
 Wie man die Bühne, deines Genius Wiege,
 So tief entwürdigt, zürtest dem Geschick,
 Daß Dichter selbst die Poesie die reine
 Wegwerfen schänd so oft an das Gemeine.

Und das Geschlecht, dem diese Dichter singen,
 Es ist nicht werth des reinen Götterlichts.
 Dem Mammon sieht allein man Opfer bringen,
 Hin sind die Früchte deines Unterrichts.
 In Sinnenlust erlahmen alle Schwingen,
 Da ist die Poesie ein schales Nichts,
 Und angeweht von kalten Frostes Schauern,
 Muß sie verhüllt in tiefen Schmerzen trauern.

Drum flüchten, denen noch ein edler Feuer
 Im Busen glüht, aus dieser Zeiten Drang
 Hin zu dem großen Todten, wo in treuer
 Geweihter Brust einst lebte der Gesang;
 Zu dir, du Edler, dessen goldne Leier
 Dem Wahren nur, dem Sittlich-Großen klang.
 Und theuer stets wird Schillers Name tönen
 Jedwedem Freund des Edeln, Hohen, Schönen.

Festgedicht

zur Säcular-Feier der Geburt Friedrich Schiller's

von C. Grynreich.

Mel.: Vom höh'n Olymp ic.

Dem Herrscher in dem Reich des Wahren, Schönen,
 Dem deutschen Dichtersfürsten hehr,
 Melodisch tausend Liederwellen tönen
 Von Land zu Land, von Meer zu Meer.

Ueberall hallen ihm Lieder und Wort
Zubelnd im Herzen der Deutschen fort.
Ja überall 2c.

Wo fern am Eay zwei Oceane brausen
Zusammen in gewalt'ger Fluth,
Und wo im West die kühnen Männer hausen
Frei unter Sternenbanners Hut,
Ueberall lebet in Lied und in Wort
Heute der herrliche Säng' fort.
Ja überall 2c.

Wo an der Ostsee heimatlichem Strande
Drei Schwesterländer friedlich blühen,
Zumeist jedoch im schönen Vaterlande,
Geschmückt mit Reb' und Eichengrün,
Ueberall preiset in Lied und in Wort
Jegliches Herz ihn und jeder Ort.
Ja überall 2c.

Dem heut' vor hundert Jahren ward geboren
Im Schwabenland der deutsche Mann,
Den sich sein Volk zum Liebling auserkoren,
Das jauchzend folgte seiner Bahn.
Heute noch lebet sein Lied und sein Wort
Zubelnd im Herzen der Deutschen fort.
Ja heute 2c.

Begeistert hat nach Höchstem er gestrebet;
Es sprüht sein Sang voll reiner Fluth.
Ihm ist, was über Erdenstaub erhebet,
Das Leben nicht das höchste Gut.
Heute noch lebet sein Lied und sein Wort
Zubelnd im Herzen der Deutschen fort.
Ja heute 2c.

Er ist's, der uns zur wahren Freiheit führet,
Er ist es, der begeistert rief:
„Seid einig! einig! einig!“ — schon berührt
Hat dieses Wort ganz Deutschland tief,
Immerdar lebet sein Lied und sein Wort
Zubelnd im Herzen der Deutschen fort.
Ja immerdar 2c.

Er kämpfte für der Menschheit heil'ge Rechte
Wie für des Vaterlandes Herd

Drum wird er von Geschlechte zu Geschlechte
Ein deutscher Heros hoch verehrt.

Immer wird leben sein Lied und sein Wort
Jubelnd im Herzen der Deutschen fort.

Ja immer 2c.

So feiert ihn und legt zum Lorbeerkranze,
Den ihm die Mitwelt freudig wand,
Den Nachruhm auch mit vollem Sternenglanze;
Hoch unser Schiller! hoch sein Land!

Immerdar leb' er in Lied und in Wort
Jubelnd im Herzen der Deutschen fort;
Ja immerdar lebe sein Lied und sein Wort
Jubelnd im Herzen der Deutschen fort.



Anhang.

Gedichte,

die

in der eßländischen literarischen Gesellschaft

zum Vortrag gekommen.

Gedichte von H. Neus.

Die Schlüsselblume.

(Nach Utterbom.)

Die zarte Elysib' in den Locken von Gold
Sieht Elysium um sich im Rund :
Die Glückliche kennt unschuldig und hold
Nicht der Sünden Sold !
Leicht malt auf des Auges spiegelndem Grund
Sich der jungen Gefühle Bild
Und weglüßt des Morgens Rosenmund
Jede Thräne der Freud' ihr mild.

Mit Wein naht der Bach und flüstert : So trink
An labender Kühlung dich satt !
Zum Meer enteilst er in einem Wink,
Fliegt zur Mutter flink.
Ihn mahnt es im Herzen : Thu kund, was dich hat
Die Heimath an Segen gelehrt !
Und die Gräser, sie theilen mit lauschendem Blatt,
Eine Ruh', wie sie Kindern beschert.

Was verlangt dich, o Kleine? weß harrt dein Herz?
Naht der Mai dir in Faltersgestalt?
Biet das Haupt der geflügelten Blume voll Schmerz,
Sinkt sie niederwärts !
Ist gekommen die Nacht, wird das Herz ihr kalt,
Stirbt sie dir an der stockenden Brust,
Denn, erfaßt von des Ururäthjels Gewalt,
Weiß Psyche nichts mehr von der Lust.

Die Culpe.

Was frommt dir das Sorgen,
Das heute wie morgen
Umwölket den Blick?
Vergebliches Mühen,
Willst ewig du blühen!
Dich faßt das Geschick,
Eh' du dich besonnen;
Eh' was du begonnen
Dir gelabet den Sinn!

Von Faltern und Bienen,
Die huld'gend erschienen,
Umschwärmt und geliebt,
Wie glänzet das Leben,
Wenn Flammen erbeben,
Die Liebe dir giebt!
Und ist dann verronnen
Der köstliche Bronnen,
War die Lust doch Gewinn!

Das bunte Gewimmel,
Das unter dem Himmel
Lebendig sich regt:
Es mahnt zum Genusse,
Es ruft dich zum Kusse!
In Armen gehegt,
Von seligen Wonnen
Mit Rehen umspinnen,
Wo nur möchtest du hin?

Laß fliehen, die fliehen!
Die Reize, sie ziehen
Dir Andre herbei.
Im Wechsel sich freuen
Am ewiglich Neuen,
Macht selig dich frei!
Das Schönste gewonnen,
Was unter der Sonnen,
Ist ein fröhlicher Sinn!

Und fallen nun Dichter
Die Funken der Lichter
Mit tödtlichem Schein:
So fliegt dir zu Hülfe
Die Elfin, der Sylfe
Mit perlendem Wein.
Aus glänzenden Tonnen
Verströmet der Bronnen
Neuer Jugend Gewinn!

Die Passionsblume.

Es gleiten helle Thränen
Die Wange dir herab
Und deines Herzens Sehnen
Geht einzig auf dein Grab.
Was du dich heiß gemühet,
Was dir dein Traum verhieß,
Es ist, es ist verglühet,
Dahin dein Paradies!

Das innigste Verlangen
Der Seele, welche liebt,
Das Wesen zu umfassen,
Dem es sich ganz ergiebt —
Wie sehr, wie hart betrogen
Hat dich dein hoffend Herz,
Den Himmel dir gelogen,
Verliehn der Erde Schmerz!

Und aus des Innern Tiefen,
Wie brachen wild hervor
Entsetzen, welche schliefen,
Und schreckten dich empor!
Sie haben dir gebrochen
Der Flügel junge Kraft
Und deines Herzens Pochen
Schlägt nur noch fieberhaft.

Wo find der Thaten Sterne,
Die einst dein Auge sah,
Die trotz der Zeiten Ferne
Du dir gefühlt so nah?
Seit dir die Kraft gewichen,
Die Aehnliches vermag,
Sind auch die Stern' erblichen
Am öden Wintertag.

Was soll dies müde Leben,
Dem aller Werth gebricht?
Was will dies dumpfe Streben,
Dem nimmer glänzt das Licht?
Wirf ab die schänden Ketten,
Der Erde Mißgeschick;
Die Seele dir zu retten,
Erhebe deinen Blick!

Sieh mich, die Wunderblume,
Ob dunkler Blätter Grün
Und mir im Heiligthume
Die Leidenszeichen glühn:
Der Dornen scharfe Krone,
Die einst verlegt den Herrn,
Als ihr voll Haß und Hohn
Verfolgt des Lebens Stern!

Nimm auf in dein Gemüthe,
Was ew'gen Trost gewährt:
Der Wunden heil'ge Blüthe,
Von sel'gem Glanz verklärt!
Als unter frechem Schlage
Aufsprang des Heilands Blut,
Da ward auch deiner Plage
Verliehn das ew'ge Gut.

Hast du dich selbst verloren,
An Christi Lieblichkeit
Kühlst du dich neugeboren,
Mit Geisteskraft geweiht.
Erfüllt ist all dein Hoffen,
Erhört dein heißes Flehn:
Der Himmel ist dir offen
Und seine Palmen wehn!

Die Sonnenblume.

(Nach Atterbom.)

Hoch über diesen Seelen stehn, den flachen,
Die Triebe, welche mir im Herzen brennen!
Drum dürft ihr zählen nicht zu diesen schwachen
Mich, die der Sonnengott mag Liebste nennen.
Wie? würde sonst sein Blick mir huldvoll lachen?
Und meint ihr, daß mir seine Strahlen spämmen
Sonst diese Kleidung und hernieder steigend
Die goldene mir reichen, tief sich neigend?

Und wenn Aurora's purpurrothe Fahnen
Des Weltenkönigs Krönungstag verkünden
Und Lieder jauchzen auf zu seinen Bahnen
Aus Klippen, Wäldern, Strömen, Meer und Gründen:
Liebt er, nur mich mit seinem Blick zu mahnen,
Die Treue mit dem Morgenfuß zu zünden.

Daß ich, wohin sich Helios auch wende,
Den Stengel dreh' und alle Blicke sende.

Nur der, wer eine Gottheit liebt, kann sagen
Von ew'ger Lieb' und Sehnsucht heißen Gluthen;
Nur eines Gottes Busen mag ertragen
Die Thränenstürze solcher Liebesfluthen.
Die Andern träumen dumpf in Schattentagen,
Wo schäferlich so Lüßt' als Bächlein fluthen:
Mich reizt allein der Lorbeer im Gemüthe,
Mein Leben ist der Mittagssonne Blüthe!

Hoch schlägt die Brust mir, wenn Drommeten schallen,
Des Jägers Horn in Berg' und Thäler klinget;
Mich hebt die Ehre zu des Himmels Hallen,
Daß ganz mein Herz Unsterblichkeit durchbringt
Und hoch in Wogen mir die Kräfte wallen!
Ich folge dir, du Ruf, der mich bezwinget,
Gefangen nach; doch vor dem innern Brande
Zerbrechen bald die letzten lockern Bande!

Die Nachviole.

(Nach Atterbom.)

Wie gern die kleine Nonne wacht,
Wenn durch der Nacht
Weit Grabgewölb ihr Freund schon blicket,
Wenn still ihr Hoffen, welches liebt und hebt,
Zum Himmel schwebt,
Wo väterlich der Mond ihm Beifall nicket!

Am Tag gebeuget von der Sonne Brand
Such' ich das Land
Der Stille, wo der Nächte König glänzet.
Dort wandeln Geister auf der dunkeln Au,
Des Himmels Blau
Ist hehr vom Sternenschmuck des Herrn umfränzet.

Und meiner Sehnsucht wird die ganze Welt
Zum Klosterzelt
Mit Crucifixen, Kerzen, Rosenkränzen.
Den Klostergarten schirmt der Eichen Muth,
Der Ritterhut
In Riesenpanzern, grüner Helme Glänzen.

Die Vorzeit kommt in sel'ger Mitternacht
In stiller Pracht,

Die Ewigkeit eröffnet ihre Threnen :
 Und Gottes Engel nahen, in Traumgestalt
 Herabgewallt,
 Die Jugend spricht ihr Urbild von den Sternen.

Aus stiller Knospe blüht die Seel' hervor
 Und strömt empor
 Im Duft, wo dort der guten Mächte Friede.
 Mein Hoffen, Glauben, Aynen kündet dort
 Ihr deutend Wort
 Im Mondschein unterm Nachtigallenliebe.

So sterb' ich aus der fremden Welt verbannt,
 Doch nicht verkannt
 Von dem, der einst das Räthsel löst des Lebens.
 Er, der zum Ziele mir den Himmel gab,
 Wird nicht im Grab,
 Im Staube lassen harren mich vergebens !

Aehnlich der Aeolsharfe leisem Klang —
 Die Saite sprang,
 Der Garten trauert um die verlorenen Töne —
 So sei mein Flug auf von der Erde Traum,
 Indes den Saum
 Des Bettes feierend noch Gesang umtöne !

Waldmeister.

Nur dich, mein Herz, alleine,
 Nur dich erfreuten nicht
 Die süßen Sommerseine
 Das klare goldne Licht?
 O laß die holden Klänge
 Aus kühlem Waldesgrün
 Auch dir des Busens Enge
 Mit junger Lust durchglühn !

Fern mag die Welt gestalten
 Sich herrlicher als hier ;
 Doch dringt der Liebe Walten,
 Mein Herz auch her zu dir !
 Darum, vom Leid genesen,
 Erheb dich frei und frant
 Und all dein tiefstes Wesen
 Erblüh in Duft und Dank !

Fern ab vom eitlem Weben
 Irdisch gestimmter Welt
 Sei all dein Mühn und Streben
 Nur auf den Herrn gestellt.
 Die dichtgewobne Hülle
 Verlassner Einsamkeit
 Umschließt die goldne Fülle
 Viel hoher Freudigkeit.

Des Ew'gen Lichtgedanke
 Sucht eine ruh'ge Brust,
 Daß in der Stille Schranke
 Sie werde sein bewußt.
 Und blizt durch Erdenfchleier
 Sein Strahl in dich hinein :
 Wird deiner Andacht Feier
 Sein schönster Widerschein !

Der Mohn.

(Nach Atterbom.)

Zum Meer enteilt die Sonne,
Die hold den Tag erhellet,
Es sinkt der Schlaf voll Wonne
In stiller Schatten Zelt.
Werf' ich die Purpurbinde
Um sein gelöstes Haar,
Daß ihn mein Tummel finde,
So ist kein Leid mehr wahr!

Des Herzens Sturm vertauschet
Den letzten Lüften nach.
In der Natur, die lauschet,
Ist nur Erinn'ung wach.
Der alten Heimath Lande
Entstehn dem dunkeln Grab
Und Dichtung löst die Bande
Der Wirklichkeit sich ab.

Sieh dort das Spätroth glänzen,
Nach dem dein Auge weint:
Es ist vom Herrn ein Glänzen,
Das durch die Thore scheint.
Dort steht um zu veröhnen
Der Tod so hoch und licht:
Die Mohne, die ihn krönen,
Verstreuen das rothe Licht.

Sein frommes Auge blinket
Her durch der Nächte Flor
Und seine Palme winket
Zur Heimath still empor.
Und heitre Engel dienen
Ihm, der verbleichen mag,
Und bitten dich, mit ihnen
Zu sein den Sternentag.

Und bis die Früh' entglommen,
Ward ihnen freier Raum
Und vor die Seele kommen
Sie dir im goldnen Traum.
Die Jugend schwebt hernieder
Und eilt zu dir zurück,
Das Grab, es sendet wieder
Der Lieb und Freundschaft Glück.

Die Unschuld, die entweichen.
Kehrt selig in das Herz,
Als wäre nicht verblieben
Der Kindheit reiner Scherz.
Ein Wiederhall gewähret
Der Sehnsucht dunkeln Gang,
Ein mild Geschick verkläret
Des öden Lebens Gang.

Sei still! Cypressen sausen
Auf deiner Lieben Grab.
Noch geht im hohen Brausen
Der Sturm, der frei sie gab:
Wie bald! und uns auch schicket
Er heim ins Wunderland,
Der Morgen naht und blicket
Auf unsrer Gräber Sand.

Die Zeitlose.

Sie kehrt nicht mehr, die wie ein Hauch zerrommen,
Des heitern Ruthes schöne goldne Zeit
Und, ach, versiegt mit ihr ist auch der Broomen
Der alten edlen Herrlichkeit!

Kein Wesen schöpft aus seiner Blüthen Jugend
Sich mehr des alten Lebens kühnen Schwung;
Es schwand dahin der süße Wahn der Jugend,
Die seligste Begeisterung!

Der Blüthenkönig Frühling ist entwichen
Und ließ nach ihm die Sehnsucht nur zurück
Und Flora schaut mit Wangen, die erblichen,
Nach ihres Lenzes holdem Glück.

Schneeglöckchen steht im Traum die Morgenscheine
Der höhern Freude nun und nimmermehr;
Nicht leuchtet mehr die Lili' in hoher Reine:
Zum Himmel flohn sie still und hehr!

Die Nachtigall singt nicht mehr ihre Töne,
Der Minn' und Treue zartbeseelten Hauch.
Erloschen ist der Rose Stern und Schöne
Und steht im Gram ein Dornenstrauch.

Und nimmer flattern mehr die Amoretten
Zu hoher Kämpfe goldnen Siegen aus:
Sie wußten sich, die Himmlischen, zu retten
Aus dieser bleichen Zeiten Graus!

Doch ach, mir sangen graue Bäum' im Rauschen
Der Vorzeit sel'ge Wundersagen vor;
Dem Zauberklang mußt' ich begierig lauschen
Und er bethörte Herz wie Ohr!

Hoch hob ich mich in goldner Morgenblüthe —
Und stehe fremd in öder Gegenwart,
Die alte Schön' und Tugend im Gemüthe,
Derweil Verderben meiner harrt!

Mich schirmt nicht die Hülle grüner Blätter
Und keines Zweiges wirthlich frommes Dach:
Dahingegeben bin ich jedem Wetter
Und jedes Sturmes Ungemach!

Und feindlich schaut mich's an aus allen Räumen,
Weil anders mich und fremd die Zeit erfand.
Die Seele glüht mir auf in heil'gen Träumen
Und — sucht umsonst der Heimath Strand!

Mit Trauerwolken düster steht verhangen
Des hohen Himmels vormals leuchtend Zelt;
Er soll mit finstern Leichenprunk umfängen
Die Schöpfung, die der Tod befällt!

O dunkle Zukunft eines dunkeln Lebens!
 Der Hoffnung Geister fliehen fern hinab:
 Ist all mein Sehnen, all mein Flehn vergebens
 Und öffnet sich kein rettend Grab?

Die Todtenkopfblume.

Wild führen Sturmesflügel
 In Hast dahin die Zeit:
 Nach schwinden Meer und Hügel
 In Allvergänglichkeit.
 Nur du stehst manch Jahrtausend,
 Des Kreuzes Lichtgestalt,
 Und geht der Sturm noch brausend:
 Du trogest der Gewalt!

So laß zu deinen Füßen
 Mich noch ein Kleines stehn;
 Die Sünden abzubüßen,
 Mein wahres Selbst mich sehn.
 Die Welt mit buntem Schimmer
 Glänzt nur in falscher Huld
 Und ihres Irrlichts Flimmer
 Verlockt uns nur zur Schuld.

Und statt sich vollzustärken
 Am Göttlichen, erschlaßt
 In irdisch sünd'gen Werken
 Der Seele hohe Kraft.
 Da — reißt der goldne Schleier,
 Der arg verhüllt den Trug:
 Der Thorheit heitre Feier
 Erscheint, der Sünde Lug.

Die selbstgeschaffne Tugend,
 Ein wahnstinnvoller Raub,
 Und alles Glück der Jugend
 Zerfällt in Asch' und Staub.
 Und tausend, tausend Stimmen,
 Sie rufen streng dir zu:
 Dein Leben muß verglimmen
 Und Asche bist auch du!

Das warme Herz, zerrissen
 Von Furcht und herber Pein,
 Gewinnt ein schrecklich Wissen
 Von Wahrheit und von Schein.
 Tief fühlt es, nie verneue
 Sich seiner Unschuld Glück,
 Denn selbst die längste Reue
 Bring' Angst und Graun zurück.

Doch ob die Stern' erblicken,
 Die Hoffnungen verglühn:
 Du stehst, erhabnes Zeichen,
 Auf stiller Gräber Grün,
 Das Haupt im ew'gen Hossen
 Erhöht zum Nachtgezelt,
 Die Arme weithin offen
 Für all die gläub'ge Welt!

Errett' auch meine Seele
 Und nimm mich an dein Herz
 Trotz aller meiner Fehle
 Und all dem dunkeln Schmerz!
 Und weilt der Leib hienieden,
 Enteilt der Geist befreit:
 So gieb mir deinen Frieden
 Und deine Seligkeit!

Sinngedichte.

An einen Redner.

Daß du die Macht des Wortes erkannt, wer wird es bezweifeln,
Redner? der du dich rühmst, wenn du Worte gemacht.

Dem Hoffärtigen.

Ei, wie fährst du so hoch daher, der du meinst, du stehst hoch!
Aber gesteh mir, ob hoch oder nur oben du stehst.

Jugendglück.

Welch unsägliches Glück ward liebebegeisterter Jugend!

Selbst aus wühlendstem Schmerz treibt sie noch Blüthen empor.

Das Lehramt.

„Schon ist gesorgt, daß das Amt Brot giebt.“ Nun sorget denn, daß auch
Nicht es erdrücke: der Geist lebet vom Brot nicht allein.

Unterschied.

Zanmer verachtet das Muß die Muß' und liebt sich die Muße;
Ach nur dem Dichter nicht läßt Muße das leidige Muß.

An die Muse. 1795.

„Was ich ohne dich wär?“ Ich weiß es nicht, aber mir grauet,
Seh ich, was ohne dich Hundert und Tausende sind.

1860.

Seh ich, was Hunderte sind und Tausende mit dir, so graut mir,
Ach, und ohne dich ist Alles doch ekel und schal!

Bedingung.

Sei, was die Stunde dir bringet, das Höhere, sei's das Gemetne:

Nimmst du sinnig es auf, spricht es bedeutend dich an.

Soll dich ergreifen der Geist, so ergreif' auch geistig du selber,
Und so dorten wie hier weiset sich geist'ger Gehalt.

An die Liebste.

Wann mich am schönsten erfreut das heitere Spiel mit den Reimen?

Wenn zu dem Gruß, den ich bot, Liebste, du fandest den Reim.

Entschuldigung.

Grade je kleiner es ist, das Gedichtchen, je frecher vermist sich's!

Mit dem Verderblichsten spielt fröhlich vermessen das Kind.

Der speculative Fetischist.

Mit an dem Weltall schuf ich, besinn' ich mich recht, als dem Weltgeist
Einverleibt ich noch nicht wußte von mir und von ihm.

Darum verehr' ich das Klößchen von Holz wie mich selber in Andacht,
Denn wer weiß, was es wird, wird es sich seiner bewußt.

Selbstdemüthigung.

Freilich zu Handen mir war der Stein, auch fehlte der Stahl nicht,
Leider nur fehlte der Schlag, welcher den Funken erzeugt.

Die neuern Dichter.

Wen ich am höchsten verehere von allen den neuern Dichtern?

Goethe, den alten, allein: immer erscheint er mir neu.

Der Phönix.

Heut auch gilt der Prophet, ist er bürgerlich, nichts in den Länden;

Doch wenn er adelig, sieht jeder den Phönix in ihm.

Gedichte von Pastor C. Masfing.

Verschiedene Thränen.

Der Frauen Thränen allzumal
Den Tropfen Thaues gleichen,
Die bei dem ersten Sonnenstrahl
Vom Kelch der Blumen weichen.

Des Mannes Thräne ist das Mark
Wen tiefem Schnitt am Baume;
Er blühet fert, wird hoch und stark
Und dehnt sich aus im Raume.

Wohl Beider Thränen, wie ihr meint,
Sind gleich an Glanz und Farbe;
Doch wo der Mann sein Mark geweint,
Verbleibt ihm eine Narbe.

Aus Inkerman 1854.

„Gregor, bist du nicht müde
Nach dieser heißen Schlacht?
Und hast zur Ruhe des Lagers
Den Weg dir so schwer gemacht!“

„Du blutest aus vielen Wunden
Und trägst eine feindliche Last,
So laß doch den todten Franzosen,
Wo du ihn erschlagen hast!“

„Herr Hauptmann, haltet zu Gnaden!
Der Feind mein Freund nun ist.
Er hat wie ein Löwe gekämpft
Und ist gefallen als Christ.““

„„Hat sechs der Unfern erschlagen
 — Es war zu schau'n eine Pracht —
 Und wie er zum Siebenten eindrang,
 Hab' ich's Baraus ihm gemacht.““

„„Doch eh' er verschied, da hat er
 Gebetet nach Christenart,
 Daß ich von Herzen ihm wünschte
 Eine fröhliche Himmelfahrt.““

„„Und seinem Leibe gelobt' ich
 Ein christlich Heldengrab;
 So werd' ich betend bestatten,
 Den ich kämpfend erschlagen hab'.““

Einzige Liche.

Im hohen Norden lebt' einmal
 Ein junger Heldenkönig;
 Der hatte Feinde ohne Zahl,
 Er schiert darum sich wenig.

Mit seiner kleinen Heldenschar
 Erfocht er große Siege;
 Sein Name weit gefürchtet war
 Im Frieden, wie im Kriege.

Der fand 'mal eine schöne Maid
 Beim Förster fern im Walde;
 Er kam in schlechtem Jägerkleid,
 Es sankt' ihn nicht die Holde.

Und als er kam und wiederkam,
 Ist ihm die Lieb' gekommen;
 Und als er schwor und Abschied nahm,
 War auch ihr Herz genommen.

Mit Waidmannshand gelobt' er ihr,
 In treuer Eh' zu leben,
 Mit Königsmuth wollt' er hierfür,
 Auf seinen Thron sie heben.

Da schickt das schönö Hofgesind'
 Die Botschaft ihr zu Zweien:
 „Der König ist's, du armes Kind,
 Nicht ziemt dir's, ihn zu freien.“

Der König kommt als Sieger bald
 Vom fernen Kampf zurücke;
 Er eilt zum heimathlichen Wald,
 Er träumt vom Minneglücke.

Es klopft sein Herz, es klopft die Hand
 Wohl an die stille Klausel;
 Heut will er führen über Land
 Den Schatz zum Königshause.

„Herr König, hier ist nichts für Euch,
 Ihr könnt nur weiter wandern!
 Die schöne Maid — sie ward so bleich —
 Ist Weib nun eines Andern.“

Und stumm und finster geht der Held,
 Ohn' Fluch und ohne Klagen,
 Ein Sieger wohl in aller Welt,
 Dabeim so hart geschlagen.

Hat keinem Weibe mehr vertraut,
 Empfand kein süßes Reizen;
 Das Schwerdt ward seine ein'ge Braut,
 Die Schlacht sein Hochzeitreizen.

Als ob nur bei Karthannenschall
 Der Held noch Ruhe hätte,
 So legt am Wall bei Friedrichshall
 Sich König Karl zu Bette.

Der kleine Prädicant.

(Seinem Freunde A. G.)

Wenn einmal Küche und Keller leer,
 Kein Heller noch Pfennig im Beutel mehr,
 Und kommt die Hausfrau herein und spricht:
 „Schaff' Geld, lieber Mann, so geht es nicht!
 Die Kinder brauchen Kleider und Schuh',
 Dein Gut ist schlecht, der Rock dazu,
 Und heute seh' ich auf unsern Tisch
 Das letzte Brod und den letzten Fisch!“
 Und schleicht sich dann in dein Herz hinein
 Der Sorgenfels und macht dir Pein:
 So thu' es, wie Vater Luther that,
 Der auch 'mal wußte keinen Rath

Und trübe schaut zum Fenster hinaus.
 Da hüpfst ein Vögelein vor dem Haus;
 Obgleich ist's harte Winterzeit,
 Ist ihm die Mahizeit doch bereit.
 Es pflückt die Körnlein hie und da,
 Die wohl kein menschlich Auge sah,
 Und ist sich satt und singet dabei
 Zu Gottes Lob seine Melodei.
 Da stehe frisch auf und nimm deine Rapp'
 Vom sorgenschweren Haupte herab,
 Und vor dem Vögelein bücke dich
 Und zu dem kleinen Prediger sprich:
 „Herr Doctor, schön' guten Morgen!“
 Und weg sind die heidnischen Sorgen.
 Es kehrt der Glaube ins Herz zurück
 Und richtet nach Oben deinen Blick,
 Und kommt alles Brod und Kleid und Geld
 Vom Vater im Himmel längst bestellt.
 Nur Eines Sorge dein Leben lang,
 Wie du ihm bringest den rechten Dank.

Du bist wie eine Blume.

„Du bist wie eine Blume“,	Ja, fasse die irdischen Dinge
Der Kelch so zart und rein;	Wohl an mit geschäftiger Hand,
Doch in die schwarze Erde	Doch in deine Seele bringe
Ragt tief die Wurzel hinein.	Dir nichts vom vergänglichen Land.

Der Kelch der Blumen wendet
 Sich ewig nach Lust und Licht;
 Ach wahrlich! der Himmel nur sendet
 Das, was die Erde verspricht.

Laß dich's nicht irren!

„Gott ist milder gestimmt jetzt, wie zu Abrahams Zeiten:
 „Jegliches Sodom blüht, jedes Gomorrah noch steht?“ —
 Gott ist gestern und heut' und morgen und ewig derselbe,
 Sieh auf Jerusalem hin, schaue auf Babel und Rom!
 Was da stehet, das steht, weil der Herr darinnen gefunden
 Gotteskinder an Zahl mehr, denn in Sodom war.
 Gotteskinder — die sind das Salz der faulenden Erde,
 Fürbittend halten sie auf wankende Säulen der Welt.

Gedichte von C. Hoheisel.

Ushigannu-Kalnes *).

Wie klingt die alte Sage so schaurig und so wild
Von dem Zigeunerberge; mit Grausen sie erfüllt.
Das Bächlein heißt die Salwe, wo dicht am Waldestrand
Ein Hügel sich erhebet, Zigeunerberg genannt.

Zu mitternächt'ger Stille ist's nicht geheuer dort,
Dann schallen Schauertöne von jenem Schreckensort.
Der Bauer schießt verstoßen zu jenem Hügel auf,
Führt in der Dämmerstunde an ihm vorbei sein Lauf.

Und wenn bei Nacht das Wimmern laut klagend dort erschallt,
Dann flieht er weit von dannen fort in den dunkeln Wald.
So hört nun, was die Sage von jener Stelle spricht:
Wie ich sie hab erkundet, geb ich euch den Bericht.

Als noch an Kurlands Spitze der schwache Herzog stand,
Jedoch die wahre Herrschaft lag in des Adels Hand;
Die Edelleut noch konnten, vereint nach eigener Wahl,
Auf Tod und Leben richten im eignen Ahnenaal:

Da zog im ganzen Lande Zigeunervolk umher
Nach alter Väter Weise nomadisch kreuz und quer.
Da hatten auch im Walde, der an der Salwe liegt,
Zigeuner Zelt' gebauet im tiefsten Waldestdicht.

Zigeunermutter war es mit sieben Enkeln fein,
Mit ihrer Enkel Weibern und Kindern groß und klein.
Sie lebten dort verstoßen von list'gen Dieberein,
Die Kinder gingen betteln, die Weiber prophezeihn.

Manchmal, wenn Noth sie drückte, ward auch ein Raub vollbracht;
Denn wurden sie verfolgt mit Grimm und blut'ger Macht.
Die Edelleut' besonders in ihrem mäch't'gen Rath
Vertraffen hart und grausam jedwede Frevelthat.

Einst kam Zigeunermutter nach langer Streiferei,
Als schon der Tag sich neigte, beim Edelst'z vorbei.
Sieh da, der Mann' entlaufen, am Fluß ein Knäblein stand,
Mit bunten Steinchen spielend an kühlen Ufers Rand.

*) Ein Hügel dieses Namens liegt im kurlischen Oberlande, auf der Grenze zwischen den Gütern Groß- und Klein-Salwen.

Da zuckt ihr's in den Fingern, da schleicht mit wildem Sinn,
 Zu rächen die Verfolgung sie zu dem Knaben hin.
 Erst lockt mit Schmeicheln Worten sie ihn ins Walddesicht,
 Dann faßt sie ihn gewaltsam, sein Sträuben hilft ihm nicht.

Als sie das Zelt im Walde erreicht im Sturmesdrang,
 Da zeigt sie den Zigeunern frohlockend ihren Fang.
 „Massalla soll er heißen! In unsrer Bande Schoß
 Erwach' er uns ein Werkzeug für spätre Rache groß!“

„Doch jetzt laßt uns entfliehen von dieser Stelle weit;
 Wenn man den Raub entdeckt, steht uns der Tod bereit!“
 So zogen sie von dannen ins Nachbarland hinaus.
 Massalla wuchs vom Knaben, zum schönen Jüngling auf.

Doch in dem Edelhofe, aus dem das Kind verschwand,
 Da war vor bitterm Harne fortan das Glück gebannt.
 Der Mutter brach vor Grämen bald um den Sohn das Herz.
 Des Vaters Brüst vereiste vor solchem Doppelschmerz.

Ein Bauer bracht' die Kunde, daß im Zigeunerschwarm
 Er jüngst ein Weib gesehen, ein weinend Kind im Arm;
 Das Kind von zarter Farbe mit Augen blau und groß,
 Das Weib es ängstlich bergend in ihres Mantels Schoß.

So ward, daß von Zigeunern der Raub geschehn, erkannt.
 Allein trotz allen Forschens man ihre Spur nicht fand.
 Drum schwur der Edle Rache dem ganzen Volke zu,
 Verfolgte, wo sichs zeigte, es ohne Rast und Ruh.

Es trieb indeß versteckt die Band' ihr Wesen fort.
 Zigeunermutter klüglich hält sie am fernem Ort.
 So waren sie gewandert umher von Land zu Land,
 So kamen endlich wieder sie zu der Salwe Strand.

Es war auch bei der Bande ein Mädchen schlank und fein,
 War der Zigeunermutter ältst' Aeltterdöchterlein.
 Massalla war in Liebe für Lelia entbrannt,
 Ging zur Zigeunermutter, bat sie von ihrer Hand.

„Gut“ sprach sie, „aber zeige zuvor am Probestück,
 Ob du sie kannst versorgen, bau' selber dir dein Glück!
 Dort in dem Edelhofe, du weißt's, haust ein Tyrann,
 Der unser Volk verfolgt, wohlan, mit dem bind's an!“

„Es reißt gemach der Mangel in unsrer Bande ein,
 Raub' uns des Schlosses Schätze, und Lelia ist dein!“ —
 Was wär's, das er für Lelia nicht freudig unternimmt:
 Es wird zum Raub des Schlosses die nächste Nacht bestimmt.

Geleitet von der Alten wird er bei dunkler Nacht
 Auf tief verbergnen Pfaden zum Edelsitz gebracht.
 Als in des Schlosses Zimmern Massalla angelangt,
 Da bleibt er zögernd stehen, zum erstenmal ihm bangt.

Die Räume, die er eben mit Raub' will schnell entweihn,
 Sie dünken ihm so traulich und so bekannt zu sein.
 Es tauchen alte Bilder aus der Erinnerung Schoß:
 „Rein,“ ruft er, „nimmer rauben kann ich in diesem Schloß!“

„Und Lelia?“ So reizt ihn der Alten Stimme an;
 „Glaub nicht, daß je ein Feigling die schönste Maid gewann.“
 „Nun wohl, ich thu's für Lelia, verlaß dich Mutter drauf,
 Ich bring' zum Hochzeitschmause dir Schätze heim zu Haus!“

Die Schlösser drauf erbricht er mit raubgeübter Hand,
 Und reiche Kostbarkeiten sind rasch von ihm entwandt.
 Zigeunermutter schleicht indeß rundum das Haus,
 Wo scharf der Zugwind wehet, legt sie Brandsackeln aus.

„Ha, endlich kann ich rächen mein armes Volk an dir!
 Erstick' mit deinen Schergen elend im Brande hier!“
 Dann eilt sie zu Massalla, als schon zum Dach empor
 Die Flammen aufwärts züngeln; zur Flucht sie ihn beschwor:

„Jetzt eile rasch von hinnen!“ ruft sie ihm leuchend zu,
 „Ich hör', die Schloßbewohner erwachen aus der Ruh.“
 Und wirklich, wie die Flammen laut prasseln himmelan,
 Erwachen alle Diener, erwacht der Schloßthyrann.

Massalla ist noch immer nicht aus dem Schlosse fort,
 Es ist, als ob's ihn hielte wie festgebannt am Ort. —
 Es stürzt von allen Seiten der Diener Troß herein
 Den Herrn voran, sie dringen rasch auf die Beiden ein.

Nicht ist an Flucht zu denken noch an der Waffen Brauch,
 Massalla wird gebunden, Zigeunermutter auch. —
 Massalla steht versunken in tiefe Träumerein.
 Man führt sie aus dem Schlosse, bald nehmen's Flammen ein.

Da stürzt rings aus dem Walde der ganzen Bande Macht,
Und bei des Schlosses Flammen entspinnt sich blut'ge Schlacht.
Wohl mancher alte Diener im Tode da' erbleicht,
Doch auf des Schloßherrn Seite alsbald der Sieg sich neigt.

Was nicht von den Zigeunern den Tod im Kampfe fand,
Erwartet bald gefesselt den Tod von Henkers Hand.
Der Schloßherr ruft die Nachbarn nun auf nach Recht und Pflicht,
In seines Schlosses Trümmern zu halten Blutgericht.

Da hat der alte Edle im Rath, von ihm bestellt,
In seines Jornes Grimme den blut'gen Spruch gefällt:
Es sei der ganzen Bande für Einbruch, Raub und Brand
Der Feuertod zur Strafe vom Richter zuerkannt. —

Wo sich die Wege theilen, dort an der Salwe Rand,
Aus dürrer Holz errichtet der Scheiterhaufen stand.
Als nun der Morgenschimmer des blut'gen Tags begann,
Da kam hochauf zu Rosse dorthin der Edelmann.

Es standen die Zigeuner gefesselt, bleich und fahl,
Mit finstern Antlitz wartend der grausen Todesqual.
Da trat Zigeunermutter zum Edelherrn heran,
Mit unterwürfigem Tone sie so zu ihm begann:

„Ich bin heut hundert Jahre und blick' getrost ins Grab,
Doch diesen hier das Leben ich unter Schmerzen gab:
Sie alle sterben sehen ist allzuharte Qual;
O laß die Gnade walten nur dieses eine Mal!

Du bist wohl selber Vater, bedenk' das grause Weh,
Wenn auf dem Scheiterhaufen den Sohn dein Auge sah!“
„Ha, daß du dran mich mahnest, verfluchte Teufelsbrut!
„Der Vatername eben schürt meiner Rache Bluth.

„Fort, fort mit euch zum Tode, empfängt den schuld'gen Lohn,
„Die Hölle wartet lange auf eure Seelen schon!“ —
Da stürzt aus dem Walde ein Mädchen schön heraus,
Im Antlitz die Verzweiflung, im Blicke Tod und Graus.

Den schlanken Leib umwaltet gelöst das schwarze Haar.
Aus schwarzem Aug' erglänzet der Blick so wunderbar.
Durch der Gefangnen Haufen sie zu Massalla dringt;
Sie hängt an seinem Halse, ihr Arm ihn fest umschlingt.

„Nichts reißt mich“, ruft sie freudig, „von dieser Stelle fort;
 „Laß uns vereint denn sterben an diesem Schreckensort.“ —
 „Ha Lelia! jezt trotz' ich jedweder Todesnoth,
 „Im Leben nicht errungen, bist mein du nun im Tod!“

„Gelt!“ ruft mit Hohn der Edle, erfüllt sei dein Begehr,
 „So ziert den Scheiterhaufen noch eine Heze mehr!“ —
 Drauf führt man die Zigeuner zum Holzstoß schnell hinauf:
 Zigeunermutter vorne, Massalla mitten drauf;

Ihm Lelia zur Seite, rundum die ganze Schaar;
 So stehen sie vereinet wie vor dem Traualtar.
 Die Flammen schlagen prasselnd zum Himmelsdom empor; —
 Da schallt aus dickem Rauche der Alten Stimm' hervor:

„Du blut'ger Edler höre, jezt zwanzig Jahr es sind,
 „Da war von dir verschwunden dein einzig liebes Kind.
 „Ich hab' ihn dir gestohlen, — ha, Rache, süßer Lohn! —
 „Du selbst hast ihn gemordet: Schau her, da steht dein Sohn!“ —

Und in der Flammenhelle Massalla leuchtend stand,
 Der Vater stürzt zusammen, er hat den Sohn erkannt. --
 Nach wenig Augenblicken fällt schon der Holzstoß ein,
 Er deckt mit seiner Asche nur schwarz verbrannt Gebein. —

Es wankt nach wenig Tagen vorbei ein Leichenzug:
 Den alten Edelherren zur Väter Gruft man trug.
 Doch in der Gruft der Ahnen wird Ruh ihm nicht zu Theil;
 Es treibt den Sohnesmörder hinaus bei nächt'ger Weil'.

Dort bei der Schreckensstätte da geht er um bei Nacht,
 Da sitzt er auf dem Hügel und jammert laut und klagt;
 Bis daß des Hahnes Krähen den Morgen grüßend ruft;
 Dann wankt zurück er wieder zu seiner Väter Gruft.

Drum ist's in nächt'ger Stille wohl nicht geheuer dort,
 Drum schallen Schauertöne von jenem Schreckensort,
 Drum schielet auch verstohlen zum Berg der Bauer auf,
 Führt in der Dämmerstunde an ihm vorbei sein Lauf.

Drum wenn bei Nacht das Wimmern vom Hügel kläglich schallt,
 Drum flieht er weit von dannen fort in den dunkeln Wald. —
 Das ist die alte Sage so schaurig und so wild
 Von dem Zigeunerberge; mit Grausen sie erfüllt.

An die Sterne.

Wie sie schwimmen, wie sie gleiten
In dem flüss'gen Element!
Wer sich unbeengt im Weiten
Frei wie sie bewegen könnt'!

Wie sie leuchten, wie sie funkeln
Durch die starre Winternacht;
Wenn doch auch zum Geistigdunkeln
Dräng' des Geistes lichte Nacht!

Wie in leuchtendem Gewimmel
Sie in sicher Bahn sich drehn!
Dürst' der Mensch durchs Weltgetümmel
Doch auch so zum Ziele gehn!

Wie sie selbst durch Wolken dringen
Mit dem ruhig klaren Strahl!
Wer vermöcht' sich durchzuringen
So durch Lebensnoth und Qual?

Wie sie matter, matter blinken,
Mild vom Morgenroth begrüßt!
Wird auch uns der Morgen winken,
Wenn die Erdennacht verfliehet?

Endlich, wie ins Licht der Sonne
Sie sich tauchen wonniglich!
Ha, wenn so der Geist voll Bonne
Tauchte in die Gottheit sich!

Sehnsucht ins Weite.

O könnt' ich schwimmen
Ins Weltmeer hinaus,
In Sturmestosen,
In Wogengebraus!
Dort wiegt' ich mich wonnig,
Den Grund sah' ich kaum,
Nur Himmelsblau droben,
Ringsum Wellenschaum.
In maßlose Tiefe
Taucht' keck ich hinab;
Der Helden so viele
Besucht' ich im Grab;
Korallenpaläste
Beschaut' ich im Grund;
Der Fischlein Geheimniß
Erführ' ich zur Stund.
Die Meerfrau sie lüde
Dann ein mich zu Gast;
Von Wundern ist voll ihr
Kry stall'ner Palast.
Noch größeres Wunder
An ihr sich erfüllt:
In ewiger Jugend
Prangt leuchtend ihr Bild.
Die herrlichen Glieder

Verbirgt kein Gewand
 Dem schwelgenden Auge
 Mit neidischer Hand.
 Sie zög' mich zum Lager
 Mit üppiger Gluth,
 Da küßt' ich verlangend
 Mein brennendes Blut. —
 So ließ ich die Zeit
 Ungemessen entfliehn;
 Ich dächte wohl nimmer
 Zum Strande zu ziehn.

O könnt' ich fliegen
 Hoch hoch in die Luft,
 Mit dem Adler schweben
 Ueber Abgrund und Kluft,
 Mit der Lerche mich heben
 Zum Wolkensteg,
 Mit Liedern bestreuen
 Den schwindelnden Weg!
 Und höher noch stieg' ich
 Zur sonnigen Au,
 Und tauchte die Schwirgen
 In Licht und Thau.
 Ich folgte den Sternen
 Im jubelnden Drang,
 Und lauschte voll Sehnsucht
 Dem Sphärengefang.
 Da sah' ich im glänzenden
 Abendrothschein
 Der lustigen Sylphen
 Geflügelte Reihn.
 Die Königin naht sich,
 Sie zieht mich mit fort,
 Ich folgte ihr schmächtend
 Zum sonnigsten Ort.
 In Geisterarmen
 Umsing' mich die Braut,
 Es würden die Sinne
 Im Busen nicht laut.
 Kein irdisch Verlangen
 Empfände die Brust;

Nur seliges Schauen,
 Nur heilige Lust. —
 So schwänd' wie im Himmel
 Die Zeit mir dahin,
 Nie käme die Erde
 Mir je in den Sinn.

Doch weil mich die Erde
 Am Boden nun hält,
 So möcht' ich wandern
 Weit weit in die Welt.
 Ich zög' in die Länder
 Wohl jenseits der See,
 Erklimme des Alpensteigs
 Schwindelnde Höh;
 Durchstreifte die Thäler
 Mit Wanderlust,
 Und drückte im Süden
 Den Lenz an die Brust.
 Ich schwelgte im Reiche
 Der heil'gen Natur,
 In schattigen Wäldern,
 Auf sonniger Flur. —
 Und hätt' ich voll Sehnsucht
 Durchwandert die Erd',
 Dann käm' ich doch endlich
 Noch heimwärts gekehrt.
 Da würd' mich begrüßen
 Mein Liebchen so süß,
 Das treu in der Heimath
 Zurück ich ließ.
 Die üpp'ge Umarmung
 Der Meerfrauengestalt,
 Des Lustgeists Rebel
 Vergäß ich alsbald.
 Bei irdischer Liebe,
 So herzlich und warm,
 Bleibt Meerfrau und Sylphe
 Doch traurig und arm.
 An Liebchens Herzen,
 O Wonnegesüß!
 Da fände die Sehnsucht
 Allendlich ihr Ziel.

Trinklied.

Sammelt, muntre Brüder, euch
Um die vollen Becher;
Trinken gilt ein Königreich
Jedem wackern Becher!

Sorgen haben wir schon so,
Laßt beim Wein sie fliehen,
Hier sei Alles frei und froh,
Ledig aller Mühen!

Alles, was das Leben euch
Bietet zum Entzücken,
Kommt doch nicht dem Weine gleich,
Necht euch zu beglücken:

Reichtum Manchem wohlgefällt,
Dünkt ihn werth des Strebens,
Doch was nützt das schändde Geld
Ohne Reiz des Lebens?

Macht dich Ehr' auch noch so groß,
Neid vergällt die Freude,
Heiter macht der Wein dich bloß,
Läßt dich frei vom Reide.

Lieb' erfreut des Menschen Herz,
Brauchst sie nicht zu meiden,
Aber Lieben bringt oft Schmerz,
Wein bringt immer Freuden.

Drum, wenn Geld und Lieb' und Ehr'
Trennlos du gefunden,
Komm zum vollen Glase her,
Hier wirst du gefunden!

Blau und braune Augen.

Mir war's, als könnt' ich nur einmal
Die blauen Augen lieben,
Die sanft, wie reiner Himmelsstrahl,
So süßen Zauber üben.

Doch sett an deiner Augen Glanz
 Ich froh mich durste weiden,
 Erfüllen mich die braunen ganz,
 Mag nicht die blauen leiden.

Da strahlt hervor aus dunkler Nacht
 Ein glühend Wonnefeuer,
 Und wenn's auch tiefe Wunden macht,
 Ist's doch so süß und theuer.

Darin ein holdes Traumbild lacht
 Und glänzen helle Sterne;
 Ja, schauen möcht' in diese Nacht
 Mein Leblang ich so gerne.

Und wenn der dunkle Gluthenblick
 Zu mir den Weg nun findet,
 So strahlt mein Aug' ihn warm zurück,
 Von neuem Glanz entzündet.

Was sonst auch trüb und düster steht,
 Wenn drauf die Sonne schimmert,
 Doch froh von ihrem Strahl erglüht
 Und wie vergoldet flimmert.

Durch Nacht zum Licht.

Lauf' in die Nacht hinaus,
 Banges Herz, in Sturm und Graus!
 In des Tages Glanz vergebens
 Suchst ein Bild du deines Lebens.

Wie die schwarze Mitternacht
 Einzig auf der Flur nun wacht,
 Also wacht in meinem Herzen
 Auch die Niesennacht der Schmerzen.

Sturmesstoben rasel wild
 Durch das ächzende Gefild,
 So von der Gefühle Toben
 Wird die Brust mir wild gehoben.

Wie der Sturm die Bäume schlägt,
 Fort die letzten Blätter trägt,
 Also trägt der Sturm dadrinnen
 Auch nur welkes Laub von hinnen.

Aber harre, banges Herz,
 Ewig währt kein Erden Schmerz,
 Jedes Dunkel muß ja weichen,
 Du auch wirst das Licht erreichen.

Erinnerung an meine Mutter.

Ich hab' an ihrem Grabe,
 Die einst mir das Leben gab,
 Gestanden und heiße Thränen
 Sie rollten zum Hügel hinab.

Ach, wärst du noch jetzt am Leben,
 Da wüßt' eine Zuflucht mein Herz,
 Da schüttet' an deinem Busen
 Ich aus meinen tiefen Schmerz!

Du sprächest viel innige Worte,
 Die trösteten freundlich und lind,
 Du küßtest wohl auf die Stirne
 Dein armes verlassenes Kind.

Nun ruhst du in kühler Erde,
 Und ist dir mein Weh auch bekannt,
 Kannst nimmer du Trost doch spenden
 Und drücken so warm die Hand.

Doch wenn ich zur Ruhe mich lege
 Und trüb in die Sternennacht seh,
 Und denk', wie ich doch hier auf Erden
 So traurig verlassen nun steh:

O Mutter, dann steige hernieder
 Dein Schatten, so freundlich und mild,
 Und laß mich erschauen im Traume
 Dein liebes, zärtliches Bild.

Dann laß mich vernehmen die Stimme,
 Dein freundlich tröstendes Wort,
 Und küß' von den brennenden Lippen
 Das Weh und den Kummer mir fort!

Sternschnuppe.

Aus dem blauen Himmelsauge fällt,
Wenn es mittheilsdovoll herniederschauet
Auf den Jammer dieser armen Welt,
Eine Thrän', von Sternenlicht durchthauet.

Der Gefühlvolle.

Fühlen soll auch der Mann, doch zeigen nie, daß er fühle:
Macht das zum Weibe das Weib, macht es zum Weibe den Mann.

An die Reformatoren des Burschenthums. 1847.

Eifrig roden sie aus des Burschenthums duftige Wälder:
Machen zum Frommen der Welt nun ein Kartoffelfeld drauß.

An einen Stammbaum.

Durch Jahrhunderte wuchs der Baum zu stattlicher Höhe,
Über als Früchte, o weh! hängen nur Eicheln daran.

Gedichte von Carl Grynreich.

Schön ist's die Palme zu erringen,
Die nur dem Hochbegabten winkt,
Doch würdig ist's auch das zu bringen,
Was nach der Palme sehnend ringt.

Trennung.

Nach einem Volksliede.

Bringt Wolken meine Grüsse
Zur lieben Vaterstadt,
Weht Winde meine Küsse
Zur Theuren, die lieb mich hat.

Wann seh' ich die Holde wieder?
Werd' ich sie glücklich sehn?
O dürst ich, — der tönen die Lieder, —
Ihr froh zur Seite stehn.

Wie ist die Trennung so traurig,
So öde die weite Welt.
Der Abendwind weht schaurig;
Das sterbende Herbstlaub fällt.

Dann könnten die Wolken ziehen,
Ich drückte mein Mädchen an's Herz,
Im Herbstwind die Blätter fliegen,
Bei uns nur Küsse und Scherz.

S t u r m.

Nach einem Volksliede.

Nur leiser Zephyr wehet	Die Fluthen der Liebe treiben,
Und stille ist das Meer,	Und nimmer wird es still.
Im Herzen doch wogt es und brauset	Nir ist so wohl, so wehe!
Und brandet es hin und her.	Weiß selbst nicht, was ich will.

Wird dieser Sturm im Innern
Denn nie zur Ruhe gehn?
Ja, einst! an Deinem Herzen
Wird Friedensodem wehn.

Die Meeresfahrt.

(Ev. Marc. Cap. 4, Matth. Cap. 3, Luc. Cap. 8.)

Donner rollet, Felsen zittern,
Feste Cedernstämme splittern
Vor des wilden Sturms Gewalt.
Tausendfach das Echo hallt.

Auf den Kluren lagert traurig
Zinsterer Schatten. Dumpf und schaurig
Rauscht und braust es rings umher,
Wie ein sturmgepeitschtes Meer.

Blicke zucken. — Plötzlich helle!
Da, voll weißem Schaum, die Welle
Stürmt aus wildbewegter See
Brandend an die Felsenhüh'.

Angstlich zitternd, auf der Wogen
Häuserhoch gewölbtem Bogen,
Schwankt ein Kahn, und plötzlich wieder
Stürzt er jäh zur Tiefe nieder.

Alles dunkel! — O ihr Armen,
Habe Gott mit euch Erbarmen!
Wenn nicht Er ein Wunder thut,
Mann und Kahn verschlingt die Fluth.

Noch ein Blitzstrahl! — Schau! Nach oben
Flehend Blick und Händ' erhoben,
Knieen Alle in dem Kahn,
Das Verderben sehn sie nahn.

Keiner mag das Fahrzeug lenken,
Noch vor Furcht auf Rettung denken.

Bliß auf Bliß! Der Donner grollt;
Sturm die Wog' an's Ufer rollt.

Plötzlich, wie ein Gottesbote,
Steht im Rahne ein Pilote.
Solchem grausen Wirbelssturm
Trotzt kein erdgeborner Sturm.

Himmelsklarheit strahlt beseelend,
Aller Kräfte wieder stählend,
Aus des Gotteshelden Blick;
Jedem kehrt der Muth zurück.

Und er winkt: der Bliß bleibt schweben,
Darf zur Erd' nicht niederstreben;
Muß, als Fackel in der Nacht,
Dienen seiner Wundermacht.

Und er winkt: die Stürme schweigen,
Fürcht'sam sich die Wogen neigen,
Und der Donner rollt nicht mehr;
Es entfleucht der Wolken Heer.

Vor der Sonne Strahlenpfeilen
Kann auch nicht der Bliß mehr weilen,
Und sein Fackelglanz erbleicht,
Wie ein Stern, vom Tag erreicht.

Knieend zwölft am Strande liegen,
An den Heiland froh sich schmiegen:
„Du bist wahrlich Gottes Sohn,
„Uns gesandt vom Himmelssthron!“

Wie sich Meereswogen beugen,
Jesu Kraft gehorsam zeigen,
Glaub' nur! so, wenn er es will,
Wird dein banges Herz auch still.

Der Fenz.

Labender Lenzesluft
Sonniger Strahl,
Dringest wie Blumenduft
Träumend durch's Thal.

Bonnig, wie Wogendrang
Schäumender See,
Selig, wie Sphärenklang
Himmlicher Höh',

Braust in des Sängers Brust
 Göttlich dein Glüh'n,
 Läßt ihm der Liederlust
 Blumen erblüh'n.

Sängerschicksal.

Schicksal ist's der armen Sänger,
 Daß sie lieben unbeglückt:
 Ihre Lieder blüh'n dann länger,
 Wie das Herz auch sie bedrückt.

Also singt der blinde Fink,
 Den der heiße Strahl geblendet,
 Daß kein Lichtstrahl je ihm blinke,
 Bis er sehnsuchtsvoll verendet.

Der Götterspruch.

Wohl vermöcht' ich mit Männern zu kämpfen,
 Sei es mit Worten, sei's mit dem Schwert,
 Doch gegen Thränen und Schmollen der Weiber
 Ist weder Feder, noch Waffe was werth.

Beh! was beginn' ich in solch einem Falle?
 Soll ich auch schmollen und weinen wie sie?
 Oder fall' ich, gehorsamster Slave,
 Flehend Vergebung, voll Demuth auf's Knie?

Männer, ach, können nicht weinen und schmollen;
 Niemals, ein Freier, noch bog ich das Knie.
 Helft mir, ihr Götter! was soll ich beginnen?
 Schweigt ihr? ihr sagt es! — Ich schweig — und entflieh.

Drei Blumen.

Drei holde Mädchen schmücken
 Sich schön zum frohen Tanz.
 Ich möcht' nicht von euch blicken,
 Drei Blumen ihr im Kranz,
 Der heut' sich wird entfalten
 In seinem reichsten Glanz.

Im rosenfarbnen Kleide
 Du bist der Rose gleich,
 Und du in blauer Seide
 An mildem Glanz so reich:
 Vergißmeinnicht! Ich werde
 Vergessen nimmer euch.

Doch, Meta, Du gekleidet
 In unschuldsvolles Weiß,
 Von Vielen wohl beneidet,
 Bewundert laut und leis,
 Du Lilie, Du zarte,
 Ich gebe dir den Preis.

Die Mission.

Laut tönt das Horn, die Schwerter klingen,
Und brausend stüthet Heer auf Heer
Auf der Begeist'ung Sturmeschwingen
Von Westens Land zu Ostens Meer.

Dort, wo die Fluth der Dardanellen
Die Länder auseinander schied,
Da sieht man tausend Segel schwellen,
Und mächtig hallt der Helden Lied:

Ein Lebewohl dem Vaterlande,
Ein Lebewohl an Weib und Kind,
Und Hoffnungsruf dem fremden Strande,
Wo kühl des Jordans Welle rinnt.

Viel blut'ge Thaten drauf geschehen;
Es kämpft und bricht manch Löwenherz. —
Von heil'ger Stätte Banner wehen
Und Siegesdank steigt himmelwärts.

So wurde mit dem Schwert gewonnen
Das Land, wo der Erlöser starb,
Doch nach dem Sieg war bald zerronnen,
Was blut'ge Mühe schwer erwarb.

Auf-Christen! nicht mit rost'gem Eisen,
Nein, mit des Geistes Flammenschwert
Müht ihr das Land, das euch verheißt,
Erfämpfen dauernd, — Christi werth.

Wanderung und Wandelung.

Hier wandelt' einst mein Vater im Frühlingssonnenschein,
Der Frühlingsodem wehte ihm Luft in's Herz hinein;
Der Rasenteppich grünte und Blumen ohne Zahl
Durchwirkten ihn, geordnet nach Gottes eig'ner Wahl
Die alten Koffkastanien in grüner Blätterpracht,
Der Duft von tausend Blüthen war überall erwacht,
Des Meeres Bogen rauschten zum Strand, zum Felsenhang;
Dem Vater war's im Herzen wie Frühlings, Luft und Sang.
Ihn trugen die Gedanken im Flug von Ort zu Ort.
Es sprach in seinem Innern manch freudig kühnes Wort,
Er dachte an muth'ge Thaten, an Liebes Leid und Lust,

Was Menschenherz erhebet, es wogt in seiner Brust.
Die Nachtigallen schlugen so herrlich in dem Hain,
Und frohe Menschen gingen gesprächig aus und ein.

Hier wandl' ich jezt und fühle des Frühlings Sonnenschein,
Der Liebe Lust und Wehe dringt mir in's Herz hinein.
Ich träume süße Träume und schau, wie's grünt und blüht,
Ein heimlich stilles Ahnen mir durch die Seele zieht.
Des Meeres Bogen rauschen, — fort über Meer und Land
Zieht's mich zu kühnen Thaten an einen andern Strand.
O Nachtigall, du stötest so lieblich in dem Hain,
Und frohe Menschen gehen gesprächig aus und ein,
Doch er, der treue Vater, er wandelt nicht mehr hier,
Du unser aller Vater nimmst freundlich ihn zu Dir.

Einst wandeln meine Kinder auch hier im Sonnenschein,
Und Lieb' und Frühling scheinen in's junge Herz hinein,
Es grünt und blüht wie immer, wenn Lenzeslüfte weh'n,
Da deucht den jungen Herzen die Welt so wonnig schön,
Sie möchten niedertauchen bis auf des Meeres Grund
Und frei sich dann erheben bis an des Himmels Rund.
Ob sie auch mein gedenken, wie ich des Vaters dacht?
Bis sie auch einst versinken in finstre Todesnacht.
Die Nachtigallen schlagen so lieblich in dem Hain
Und frohe Menschen gehen gesprächig aus und ein.
Die Herzen aller glühen, bis sie zu Staub verweht;
Was sich des Lebens freuet, das welket und vergeht,
Bis einst der Tag erschienen, daß Himmelsfrühling blüht,
In dessen Lebensodem kein Leben mehr verglüht.
Dann schauen wir uns Alle vereint in Gott dem Herrn
Und preisen Ihn, des Lebens erhabnen Stern und Kern.

Sängerleiden.

Unverwelkt im Nachruhmstranze
Werden derer Namen blühen,
Denen Gott des Sanges Gabe
Als ein Weihgeschenk verlieh'n.

Doch es ist ihr Erdenwallen
Kühnes Lied und herbes Leid;
Von der Mitwelt sind verlassen,
Die verherrlicht ihre Zeit.

I. Rom.

Ueberfüllt ist Roms Theater
Und die Lachlust will nicht enden;
Plautus witziger Comödie
Mauscht ein stürmisch Beifallspenden.

Fern vom Schauplatz seines Ruhmes
Und vom jubelnden Gewühle,
Daß er karg sein Leben friste,
Dreht der Dichter eine Mühle.

II. Italien.

Während kaum die Morgenröthe
Für Italien aufgegangen,
Sieht Florenz in Mittagshöhe
Dantes Geist schon herrlich prangen.

Ruhm erkämpft mit Schwert und Peyer
Er dem heimatlichen Herde;
Statt des Danks wird ihm Verbannung
Von der väterlichen Erde.

Oft voll Sehnsucht seine Blicke
Wendet er zum Heimatlande,
Bis sich lösen in Ravenna
Kummervoll des Lebens Bande.

Tasso, der so hoch gepriesen,
Er, des Herzogs Alphons Freund,
Dessen Scheiden Leonore
Und Lucretia beweint,

Ward, bei noch gesundem Geiste,
In ein Irrenhaus gebracht,
Wo er sieben Jahre kämpfte
Gegen drohn'de Wahnsinnsnacht.

Als Papst Clemens wollte winden
Ihm um's Haupt den Lorbeerkranz,
War dem Sänger schon erblickten
All der Erde eittler Glanz.

III. Spanien.

Tapfer kämpfend bei Lepanto
Hat Cervantes dreingeschlagen,
Mit Verlust des rechten Armes
Ward er aus der Schlacht getragen.

Drauf im Dienste seines Königs,
 Heldenmüthig stets im Kriege,
 Führt er auch mit einem Arme
 Rühn sein Schwert zum stolzen Siege.

Besser doch als diese Thaten
 Mit dem Schwert, mit Schild und Lanze,
 Schmücket ihn sein Don-Quixote
 Stets mit frischem Lorbeerfranze.

Dennoch schmachtet' er vergebens
 Oft nach einem Bissen Brode,
 Und erlag auf offner Straße
 Endlich bitterm Hungertode.

IV. Portugal.

Portugals berühmter Dichter
 Luis de Camoens besang
 Seines Volkes Heldenthaten,
 Daß ihr Ruhm die Welt durchdrang.

Doch nicht seine Lustaden,
 Die er schwimmend in der Hand,
 Als ein Sturm sein Schiff zerschlugen,
 Brachte an des Indus Strand,

Nicht sein Blut, das er vergossen
 Kämpfend für das Vaterland,
 Nicht sein Auge, ihm durchschossen,
 Als er socht an Ceutas Strand,

Konnt' vor Reid und Bosheit retten,
 Ihn, der zweimal ward verbannt,
 Bis als Greis im Hospitale
 Fast den Hungertod er fand.

V. Frankreich.

Auch in jenem schönen Lande,
 Wo die Troubadours einst fangen,
 Konnt' Corneille, gepries'ner Dichter
 Der Medea, nicht erlangen,

Daß durch Wein und gute Speise
 Er die matten Kräfte hebe,
 Wiederum zu kühnem Fluge
 Seinen reichen Geist belebe.

VI. England.

Wer von altgewohnten Wegen
 Lenken will auf neue Bahn
 Seine Zeit, kämpft oft vergebens
 Mit des Pöbels blindem Wahn.

Das hast, Shelley, du erfahren,
 Kämpfend für der Menschheit Recht,
 Herz voll edler Nächstenliebe,
 Reiner Sagung feiler Anecht.

Darum hat man dich verstoßen
 Vom Altar, vom Vaterhaus;
 Arm und dürstig mußttest wandern
 Du in fremdes Land hinaus,

Bis du fandst im schönen Süden
 Eine Seele dir verwandt,
 Deinen edlen Landsmann Byron,
 Gleich wie du enttäuscht, verkannt.

Da, bei nächt'gen Gondelfahrten,
 Schloßt ihr eure Seelen auf;
 Plötzlich ward dein Kahn zertrümmert,
 Endet' früh dein Lebenslauf.

Buttler, Chatterton und Dryden!
 Und — wer nennt die Edlen alle,
 Die im Elend hingeschieden,
 Glänzen in des Nachruhms Halle.

VII. Deutschland.

Deutschland, du so reich an Söhnen,
 Deren Namen dich geehrt,
 Ach, auch deine Säger haben
 Viel gelitten und entbehrt!

Du vor Allen, hoher Meister,
 Der, dem größten König gleich,
 Herrschet über Menschengeister
 In der Schönheit heil'gem Reich.

Du, dem aller Herzen schlagen,
 Dessen Ruhm von Mund zu Mund
 Triumphirend ward getragen
 Durch das weite Erdenrund,

Soll ich deine Schmerzen klagen?
 Allen sind sie ja bekannt,
 Haben neu in jüngsten Tagen
 Auf den Seelen uns gebrannt.

Wenn du tränkst, wird nimmer dürsten,
 Doch dir war das Leben karg.
 Schiller, Deutschlands Dichtersfürsten,
 Wurde kaum ein dürst'ger Sarg

Wer mag allen Kummer wägen,
 Ueberreich im deutschen Land;
 Aller mögen wir gedenken,
 Zwei nur seien noch genannt.

Auf dem Nöberg Schubarth lebte,
 „Armer Mann, gefangner Mann“,
 Vor der „Fürstengruft“ erzittert
 Jeder blutige Tyrann.

Der so hold dem deutschen Volke
 Reichte schöner Lieder Spende,
 Bürger, Dichter der „Lenore“,
 Herzerreißend war sein Ende.

Mag ein Schleier niedersinken
 Auf das Leid, das euch verdarb,
 Und des Geistes Stern uns blinken,
 Der euch ew'gen Ruhm erwarb.

Ach, ist solch ein elend Leben
 Schlimmer nicht als Schmach und Tod,
 Da als Lohn dem edlen Streben
 Sicher Kummer ist und Noth?

Kummer, — ja! für diese Stunde,
 Für die kurze Lebenszeit,
 Aber Ruhm aus aller Munde,
 Strahlend in die Ewigkeit.

Wer für aller Zukunft Tage
 Unvergängliches erstrebt',
 Den beleidigt feige Klage,
 Er hat geistig reich gelebt.